



ILLUSTRIERTE NEUE WELT

GEGRÜNDET 1897 VON THEODOR HERZL



AUS DEM INHALT

Der Holocaust in der arabischen Welt	5
Lachen gegen Putin	7
Friedenspreis für David Grossmann	9
Der unvergängliche Zauber von „Kawana“ und hohem „C“	10
Der israelische Kibbuz feiert 100 Jahre	12
„Il Postino“ im Theater an der Wien	18
Frida Kahlo und ihre jüdischen Förderer	19

Unser Titelbild von Jakob Bararon trägt den Titel Massada. Massada wurde zu einem Symbol der Entschlossenheit eines Volkes, in seinem eigenen Lande frei zu sein. Nach zweitausend Jahren bleibt das Opfer Eleazar ben-Ya'irs und seiner Kameraden für die jüdische Nation heute genau so wichtig wie es in jener vergangenen Zeit war. Viele Generationen hindurch wurde die Geschichte von Massada als eine halb legendäre Erzählung betrachtet. Im Jahre 1963 wurde Massada von einer großen internationalen Expedition unter der Leitung von Prof. Yigael Yadin ausgegraben. Die zweijährigen Grabungsarbeiten forderten die „Legende“ ans Licht der Geschichte und enthüllten bis dahin unbekannt Einzelheiten.

Der in Belgrad geborene und seit 1992 in Wien lebende Künstler ist stark mit alten jüdischen Traditionen verwurzelt, seine Werke sind geprägt von romantischer Nostalgie und lebendiger Gegenwart.

Ich weiß nicht, ob es passend und richtig war, im Rahmen der Friedensverhandlungen von den Palästinensern zu fordern, Israel als den jüdischen Nationalstaat anzuerkennen. Aber da die Frage nun einmal aufgeworfen worden ist, kann man die entschieden und ausdrücklich negative Reaktion der palästinensischen Führung, von Mahmoud Abbas und Saeb Erekat sowie der Arabischen Liga, nicht ignorieren. Da die Wurzel des Konflikts in der arabischen Nichtbereitschaft liegt, das Selbstbestimmungsrecht des jüdischen Volkes und überhaupt die Existenz eines jüdischen Volkes zu akzeptieren, ist klar, dass hier ein nicht einfaches Problem vorliegt. Wenn die palästinensische Seite Fragen aufwirft, die das Wesen des jüdischen Selbstbestimmungsrechts betreffen, darf man vielleicht auch der palästinensischen Seite einige Fragen stellen – so schwer und kompliziert sie auch sein mögen. Damit es keine Missverständnisse gibt: So wie die jüdische Selbstbestimmung Sache der Juden ist, ist die palästinensische Selbstbestimmung Sache der Palästinenser, und nicht der Juden. Aber Juden dürfen in diesem Zusammenhang doch einige Fragen stellen.

Die erste Frage geht an die Verhandlungsführer der Palästinenser. Ich hoffe, dass trotz aller Hindernisse am Ende ein unabhängiger palästinensischer Staat an der Seite des Staates Israel entstehen wird. Aber da der Begriff „Palästina“ im arabischen Bewusstsein das gesamte Gebiet zwischen dem Mittelmeer und dem Jordan umfasst und nicht lediglich das Westjordanland und den Gaza-Streifen, ist den führenden Köpfen des

PROVOKANTE FRAGEN

Von Shlomo Avineri

zukünftigen palästinensischen Staates die Frage zu stellen, ob ihnen klar ist, dass das Territorium Israels nicht Teil von Palästina sein wird – und auch nicht als solches im palästinensischen Narrativ und in Schulbüchern dargestellt wird. So wie die meisten jüdischen Bürger Israels klar zwischen dem „Staat Israel“ und dem „Land Israel“ unterscheiden, muss auch – ihnen und uns – klar sein, dass Akko und Haifa und Yafo und Ramle und Be'er Sheva nicht Teil von Palästina sind. Dies ist eine komplizierte Angelegenheit, aber wenn die Palästinenser in

ihrem unabhängigen Staat das Territorium des Staates Israel weiter als „besetzte Gebiete“ betrachten, die zur palästinensischen Heimat gehören, wird dies den gegenseitigen Versöhnungsprozess bestimmt nicht erleichtern. Eine zweite Frage richtet sich an die arabischen Bürger Israels: Ein Teil ihrer politischen Führung zieht es vor, sich selbst als „Palästinenser israelischer Staatsbürgerschaft“ zu bezeichnen, was selbstverständ-

lich ihr gutes Recht ist. Aber man kann nicht darüber hinwegsehen, dass diese Selbstdefinition mit der Gründung eines unabhängigen Palästinas problematisch wird. Bedeutet diese Definition, dass sie Palästina – das dann bereits ein unabhängiger Staat sein wird – als ihren Staat und ihre Heimat betrachten? Bedeutet das gleichzeitig, dass sie letztlich ihre Wohnorte – Galiläa, das ‚Dreieck‘, Akko, Haifa, Yafo – als Teil Palästinas betrachten, das bereits ein Staatswesen sein wird und nicht nur ein geographischer Raum? In der modernen und liberalen Welt

kann es selbstverständlich multiple Identitäten geben (wer wüsste das besser als die Juden), aber die Sache ist doch alles andere als einfach.

In einer von historischen Spannungen geladenen Atmosphäre könnten einige Klarstellungen die Stellung der israelischen Araber als gleichberechtigte Bürger unterstützen – eine Herausforderung, die nach Gründung eines unabhängigen Palästinas noch dringlicher für Israel wird; werden doch alle möglichen sicherheitsfixierten israelischen Ausreden nicht mehr dasselbe Gewicht und dieselbe Gültigkeit haben wie zuvor. Es sind

dies schwierige Fragen, und sie überhaupt zu stellen, könnte als Versuch der Verhandlungsbehinderung betrachtet werden. Aber ich bin überzeugt, dass das Gegenteil wahr ist: Gerade wer wie ich die Lösung von zwei Staaten für zwei Völker unterstützt und die volle rechtliche Gleichstellung der israelischen Araber will, sollte, ja muss sie stellen.

Shlomo Avineri ist Emeritus für Politische Wissenschaften an der Hebräischen Universität Jerusalem.

Schöne Feiertage unseren Lesern und Inserenten von Redaktion, Verwaltung und Druckerei

RECHT AUF RÜCKKEHR

Ben S. Cohen, Associate Director of Communications des AJC, hat in seinem in der Huffington Post erschienen Artikel einen Skandal bei der UNWRA aufgedeckt, dessen Opfer Andrew Whitley, der Direktor des New Yorker UNWRA Büros wurde. Karl Pfeifer hat ihn für die INW übersetzt und redigiert.

Whitley sagte in einer Konferenz in Washington, dass das so genannte „Recht auf Rückkehr“ wahrscheinlich niemals ausgeübt werden kann und dass die Anstrengungen besser für die Integrierung der palästinensischen Flüchtlinge in den Ländern unternommen werden sollten, in denen sie seit Jahrzehnten leben. Zu bemerken sei, dass außerhalb dem beschränkten Wahrnehmungshorizont der UNWRA die Anmerkungen von Whitley kaum innovativ sind, weil die von ihm behauptete Wahrheit seit Jahrzehnten bekannt ist, vor allem bei palästinensischen und arabischen Führern. Nichtsdestoweniger kommend von einem UNWRA-Beamten waren diese Bemerkungen von enormer Wichtigkeit. Sie hätten – und sollten – eine sehr benötigte Diskussion auslösen, wie man die Palästinenser von ihrer „grausamen Illusion“ (von Whitley geprägt) befreien kann, dass sie eines Tages ein Heim in den Städten und Ortschaften Israels beanspruchen können.

Das war bereits vor mehr als sechzig Jahren eine Illusion, als diese Forderung zuerst erhoben wurde bezüglich der 700.000 arabischen Flüchtlingen des Krieges 1948 und es bleibt auch jetzt eine Illusion, wenn die Zahl der Palästinenser, die von der UNWRA registriert sind, auf fast fünf Millionen gewachsen ist, aus dem einfachen Grund, weil die Palästinenser im Gegensatz zu anderen Flüchtlingsgruppen genötigt werden, den Flüchtlingsstatus ihren Nachkommen zu vererben.

Whitleys realistische Analyse kostete ihm seine Position bei der UNWRA und wie man sehen kann auch seine Würde. Zornig kritisiert von Hamas und bis zur jordanischen Regierung wurde Whitley gezwungen, in einem Brief an Christopher Gunness, Sprecher der UNWRA, öffentlich zu widerrufen.

Sein Ton ist so kraftlos und demütig, dass der Leser gezwungen ist sich zu wundern, ob diese Wörter wirklich die von Whitley sind, oder ob das, in der Manier des KGB, von jemand anderen verfasst wurde. „Ich drücke

mein aufrichtiges Bedauern aus und meine Entschuldigung für jeden Schaden, den meine Worte der Sache der palästinensischen Flüchtlinge verursacht haben und für jede Kränkung, die ich vielleicht verursacht habe.“ Der Brief endet so: „Die UNWRA ist frei, meine Erklärung in jeder Weise zu benutzen, wie sie es für richtig hält. Es gibt keine Notwendigkeit für eine Antwort.“

Hätte die „Israel Lobby“ sich eine solche traurige Zurückweisung des Rechtes für freie Meinungsäußerung von einem Kritiker der israelischen Politik beschafft, dann wäre ein Chor der „Ich habe es ja gesagt“ von den Dächern erklingen. Aber über Whitleys Schicksal wurden keine Beschuldigungen gegen „Zensur“, „Maulkorb“, oder „McCarthyism“ erhoben...

UNWRA – es ist notwendig dies zu sagen – hat Whitley nicht ohne von außen kommenden Druck entmannt. Zusätzlich zu den arabischen Regierungen (übrigens keine von diesen befindet sich unter den zwanzig Spitzenspendern der UNWRA) waren es islamistische Terroristen, westliche Gruppen wie Al Awda, welche sich selbst als „die Koalition für das palästinensische Recht auf Rückkehr“ nennt und von Kalifornien für das Blut von Whitley bellt, deren Anhänger bekannt sind und solche charmanter Lieder singen wie „die Juden sind unsere Hunde“, welche die UNWRA unter Druck setzen. Al Awda veröffentlicht triumphierend ein e-mail von Sami Mshaha von der UNWRA, der dankbar die Rolle dieser Organisation anerkennt, von Whitley eine Entschuldigung zu erhalten.

Alles in allem ist die Affäre Whitley entschieden unerfreulich, mit keinen Gewinnern außer den Fanatikern, deren Hass für Israel bedeutet, dass sie ganz zufrieden sind, wenn auch zukünftige Generation von Palästinensern in arabischen Ländern leben werden mit dem minderen Status eines Flüchtlings, denen höhere Bildung, Reisemöglichkeit und alle Zuwendungen, die ein freies Leben lebenswert machen, nicht gestattet werden...

NOBELPREISTRÄGER GEGEN BOYKOTT

Roger Kornberg und Steven Weinberg hatten genug. Die Universität von Johannesburg (Südafrika) hatte der Ben-Gurion-Universität Ende September damit gedroht, die Zusammenarbeit aufzukündigen, weil diese mit der israelischen Armee zusammenarbeite und damit angeblich am Tod von Palästinensern mitschuldig sei. Etwa 200 Mitarbeiter anderer Universitäten in Südafrika schlossen sich dieser Initiative an, die auch von Erzbischof Desmond Tutu ausdrücklich gutgeheißen wurde. Zuvor hatte bereits die Studentenvertretung der University of California in Berkeley gefordert, die Zusammenarbeit mit israelischen Universitäten aufzukündigen, um keine „Kriegsverbrechen“ zu unterstützen.

Diese beiden Ereignisse der letzten Monate waren nur die vorläufigen Endpunkte in einer langen Reihe von Boykottaufrufen und Sanktionsforderungen gegen wissenschaftliche Einrichtungen in Israel – und somit der letzte Tropfen, der das Fass für die beiden Wissenschaftler zum Überlaufen brachte. Genforscher Roger Kornberg, Chemienobelpreisträger von 2006, und sein Kollege Steven Weinberg, der 1979 den Nobelpreis für Physik erhalten und sich schon früher gegen akademische Israelboykotte ausgesprochen hatte, griffen zur Feder und verfassten eine Erklärung, in der sie vehement die Boykottforderungen gegenüber israelischen Wissenschaftlern und Forschungseinrichtungen kritisieren. Die Erklärung wurde von 36 weiteren Nobelpreisträgern mitunterzeichnet – darunter Aaron Ciechanover vom israelischen Technion (No-

belpreis für Chemie 2004), Ökonom Daniel Kahneman, Hirnforscher Eric Kandel und Friedensnobelpreisträger Elie Wiesel. Keineswegs sind jedoch alle Unterzeichner Juden und/oder Israelis.

„Wir glauben“, heißt es in der Erklärung, „dass akademische und kulturelle Boykotte und Sanktionen unvereinbar sind mit den Prinzipien der Forschungs- und Meinungsfreiheit und durchaus den Tatbestand der Diskriminierung aufgrund der nationalen Herkunft erfüllen könnten.“

In dem Text, der am 1. November auf der Website der Initiative „Scholars for Peace in the Middle East“ (SPME) veröffentlicht wurde, heißt es weiter: „Wir, die unterzeichnenden Nobelpreisträger, appellieren an Studenten, Dozenten und Universitätsleitungen, Aufrufe und Kampagnen zu bekämpfen und zurückzuweisen, die zu Boykotten und Sanktionen gegen israelische Wissenschaftler, akademische Institutionen und Forschungszentren aufrufen.“

Derweil gibt es aus Südafrika Erfreuliches zu berichten: Die Kapstädter Oper hörte nicht auf Bischof Tutu. Dieser hatte das Ensemble aufgefordert, ein für November geplantes Gastspiel in Tel Aviv abzusagen, denn, so Tutu laut Radio Vatikan: „Die Oper von Tel Aviv wird vom israelischen Staat subventioniert. Sie zieht internationale Künstler an und will damit den trügerischen Eindruck erwecken, dass Israel eine zivilisierte Demokratie wäre.“ Der Direktor der Oper erklärte, man werde wie geplant am 12. November in Tel Aviv Porgy and Bess aufführen. **Ingo Way**

Kein Volk, kein Land. Kein Land, kein Staat. Die fadenscheinige Delegitimierung des jüdischen Staates in einer kritischen Phase von Friedensgesprächen, die endlich in der Zweistaatenlösung münden sollen, um den langen Konflikt zu beenden, weist auf seinen Kern und auf seine Ursache hin. Die muslimische Welt, ob radikal oder moderat (was immer das heißen möge), ist noch keinen Auenblick bereit gewesen, einen nicht-muslimischen Staat in ihrer Mitte zu akzeptieren – und dort wo sich andere Realitäten durchgesetzt haben, wie zum Beispiel am indischen Subkontinent, hat es noch nie Frieden und Akzeptanz zwischen den muslimischen Staaten und ihren andersgläubigen Nachbarn gegeben. Das ist die Welt, in der sich der Existenzkampf von Israel seit 1947 abspielt und es ist eine Illusion zu meinen, dass die Politiker, die heute am

anderen Ende des Verhandlungstisches sitzen, die sogenannten gemäßigten Araber, den Frieden wollen, bereit sind, einen jüdischen Staat wirklich anzuerkennen und zu partnerschaftlichen Bedingungen an seiner Seite zu existieren. Hätten sie diesen Wunsch ernsthaft gehegt und Frieden wollen, wäre Arafat damals in Camp David, als er von israelischer Seite durch Barak die weitreichendsten Zugeständnisse und die allerbesten Bedingungen für einen palästinensischen Staat vorgelegt bekam, nicht vom Verhandlungstisch ganz einfach weggegangen.

Heute, so viele Jahre und Konflikte ohne Ende später, ist es doch reine Augenauswischerei, der Welt vorzumachen, der Ausbau der jüdischen Siedlungen muss gestoppt werden, denn das sei das wahre Hindernis für die Erreichung von Frieden und Versöhnung. Die Siedlungen im Westjordanland und die Ausweitung von Jerusalem als Folge des Wachstums einer Großstadt sind willkommene Ausreden für die Sabotierung des Friedensprozesses, den die Araber nie abschließen werden, weil sie nie und nimmer bereit sein werden, Israel als Staat völkerrechtlich anzuerkennen. Seit der Rückkehr der Juden in ihr Land, das ein muslimisches Land geworden war, ist es nie um etwas anderes gegangen. In der sekulären Welt ist es schwer, so etwas wahrzunehmen und zu begreifen, aber das sind die Fakten, die man endlich er-

kennen müsste. Wie kann der Islam, der derzeit mehr denn je motiviert und selbstbewusst geworden ist und sich auf einem Feldzug zur Eroberung der Welt befindet, ausgerechnet im Herzen seiner Macht eine andere Zivilisation, die stark ist und sich als unbesiegbar erwiesen hat, akzeptieren? Nur so ist der Konflikt mit Israel zu verstehen, so haben ihn die Juden im Heiligen Land immer gesehen und wahrgenommen, zusammen mit allen Hürden, Hindernissen und Gefahren, die der Aufbau ihrer alt-neuen Heimat impliziert hat. Im Westen war man niemals bereit, die Lage Israels so zu begreifen, oder wer sie begriff, wollte Israel ganz einfach nicht, weil man ja, wie man heute so gut sieht, jedem Konflikt mit dem Islam ziemlich untertänig aus dem

Weg geht, sogar auf Kosten der eigenen Integrität und Identität. Anstatt Israel als das Bollwerk der Abwehr im Kampf um die Errungenschaften der modernen und offenen Gesellschaft zu unterstützen, scheint es sicherer und einfacher, allerlei Gründe zu erfinden, um sich gegen Israel zu stellen. Dazu ist jede Absurdität gut genug.

Unser Volk und unsere Freunde müssen aber wissen: jetzt, wo der Druck zum Abschluss eines Friedens immer stärker werden wird, geht der lange Kampf in eine ganz gefährliche Runde. Kein Anwurf, keine Verleumdung, keine Lüge und Entstellung von Tatsachen werden ausgelassen werden, alle Feinde werden aus den Schlupflöchern treten, um den jüdischen Staat in die Ecke zu treiben, zu verleumden und schließlich für das Scheitern des Friedensprozesses wie bisher verantwortlich zu machen – und das Rad wird sich ohne Lösung weiterdrehen. Kein Wunder, dass die Israelis das lange Ringen satt haben und sich persönlich nur noch um ihr eigenes Wohl und Weiterkommen in dem schönen Land kümmern. Es gibt kein schöneres Land, es gibt kein besseres Leben für Juden als dort. Mögen sie es sich bewahren und lasst uns alle ihnen dabei helfen, jeder wie er kann, in Solidarität und Liebe. Es geht dabei auch um uns selbst – um unsere geschichtliche Herkunft, um unsere Identität, um die Zukunft des Judentums auf der ganzen Welt, das nur in Verbundenheit mit Israel überleben kann. **Rita Koch**

EINFACH REALISTISCH

Die neuen Zahlscheine mit IBAN und BIC bringen Vorteile für alle.

Schnellere Die Dauer einer Überweisung darf bis Ende 2011 drei Tage nicht überschreiten, durch beträgt die maximale Überweisungsgebühr einen Tag.

Einfacher Kunden, die in mehreren Ländern Zahlungen tätigen, brauchen nicht mehr in jedem Land Konten führen.

Sicherer: Zur sicheren Identifizierung eines Kontos verwendet man eine weltweit gültige Kontonummer IBAN und die internationale Bankkennzahl BIC.

IBAN und BIC finden Sie auf Ihren Kartakonten, auf neuen Kartakonten, Bankauszügen sowie in Ihrem Online-Banking-Portal im Internet.

Mehr Informationen auf www.onb.at

Stabilität und Sicherheit.

ONB
ÖSTERREICHISCHE NATIONALBANK
EUROSYSTEM

DER HOLOCAUST IN DER ARABISCHEN WELT

Die renommierte Historikerin Esther Webman forscht am Moshe Dayan Zentrum für Nahost- und afrikanische Studien und am Stephen Roth Institut für das Studium des zeitgenössischen Antisemitismus an der Universität Tel Aviv. Sie ist Autorin mehrerer Bücher und vieler Artikel. Das mit Meir Litwak 2009 publizierte Buch erhielt 2010 den ersten Preis des Washington Institute for Near East Policy.

INW: In Ihrem Buch „Von der Empathie bis zur Leugnung / Arabische Reaktionen auf den Holocaust (Koautor Meir Litwak) betonen Sie, dass Sie „als Juden und Israelis“ über dieses Thema schreiben und „versuchten, sich so leidenschaftslos wie möglich anzunähern“. Das ist doch natürlich?

E. Webman: Wir sind uns bewusst, dass wir als Israelis und Juden in diesem Konflikt involviert sind und man nimmt an, dass wir mit einem gewissen Gepäck kommen, das in den Augen von anderen befangen oder unausgewogen wirkt und trotzdem denke ich, haben wir – so weit wir konnten – ein objektives und umfassendes Bild gegeben von dem was geschah, mit einem aufrichtigen Versuch zu verstehen, warum diese oder eine andere Position im öffentlichen Diskurs oder von den arabischen Führern eingenommen wurde. Wir haben nie behauptet, dass diese oder eine andere Auffassung die einzige ist, die existiert. Wir versuchten aufzuzeigen, wie verschieden die Auffassungen sind, insbesondere seit den 1990er Jahren.

INW: Sie haben in Ihrem Buch zwischen den verschiedenen Themen und Perioden unterschieden, schauen wir uns die erste Periode 1945-1948 an.

E. Webman: Tatsächlich ist das die interessanteste Periode. Denn da wurden die Grundlagen der Annäherung an den Holocaust gelegt. Wir bemerkten, dass es einen Konflikt gab zwischen den Informationen, die in den Nahen Osten gelangten über das, was in Deutschland und den Konzentrations- und Vernichtungslagern mit den Juden geschah und die Araber sofort mit einem Dilemma konfrontiert wurden, als sie realisierten, dass die Sache der DPs (Displaced Persons) in Palästina geregelt werden sollte. Als sie wahrnahmen, dass die Zionisten sich immer mehr für die Errichtung eines Staates einsetzen, aber andererseits wussten sie, dass die Juden in einer fürchterlichen Weise verfolgt wurden und sie waren gezwungen einen Weg zu finden, wie sie damit umgehen, wie sie eine Art Kompromiss finden. Denn sie verstanden, dass diese DPs nach Palästina kommen wollten, aber sie wollten Palästina nicht verlieren beziehungsweise teilen. Diesen Konflikt gab es später nicht mehr, denn sie haben nicht nur dieses Wissen über das Schicksal der Juden beiseite geschoben, sondern haben auch verhindert, dass Wissen darüber in die arabische Länder gelangt, nicht nur Wissen sondern Filme, Bücher, alles was den Holocaust betrifft, weil sie Angst hatten, solche Informationen könnten ihre Kriegsanstrengungen gegen Israel, gegen die Zionisten beeinträchtigen. Sie verstanden, dass es sich um eine delikate Angelegenheit handelt. Die arabischen Meinungsbildner wollten nicht, dass sich ihre Bevölkerung mit dem schrecklichen Leid und mit den Opfern identifiziert.

INW: Wann begannen die Araber mit der Opferkonkurrenz und mit dem Nakba Diskurs?

E. Webman: Ganz vom Anfang an... Die Nakba ereignete sich erst 1948, doch wurde ich überrascht, als wir herausfanden, dass dieses Wort bereits 1945 benützt wurde. Sie schauten in die Zukunft und behaupteten, wenn dieses oder jenes geschehen sollte, dann wird es eine schreckliche Nakba (Katastrophe). Sie behaupteten, bevor der Staat Israel gegründet wurde, dass die Araber

in Palästina sogar mehr leiden werden als die Juden.

INW: Wann begannen sie die Zionisten zu beschuldigen, sie würden den Holocaust ausnützen?

E. Webman: Wiederum, es ist erstaunlich, bereits ganz am Anfang. Wir gingen bei unserer Forschung zu diesem Thema von der jetzigen Lage aus und wir wussten, dass diese Themen „das Ausnützen des Holocausts durch die Zionisten“ und sogar „die Zusammenarbeit der Zionisten bei der Vernichtung der Juden“...

INW: Dies wurde bereits vor der Errichtung des Staates Israel thematisiert?

E. Webman: Ja, da gab es diejenigen, die das bereits 1944, 1947 und Anfang 1948 betonten. Noch bevor Israel gegründet wurde, haben sie den Zionismus mit dem Nazismus verglichen und als wir das Material von 1945-1948 überprüften, fanden wir die selben Themen wie heute, die aber noch nicht so ausgefeilt waren wie heute. Im April 1948 haben wir das Geschehen in Dir Yassin und wir finden sofort den Vergleich zwischen den Naziverbrechen und den von Juden gegen Palästinenser unternommenen Aktionen. Doch anders als später gab es allerlei Stellungnahmen, es gab einen Versuch, das jüdische Leiden vom Palästina-Problem zu trennen; trotzdem, schon damals wurde das Ausmaß und die historische Bedeutung des Holocaust verharmlost und man beschuldigte die Juden für ihr Schicksal verantwortlich zu sein. „Wir sollen doch nicht diejenigen sein, die den Preis für die Verbrechen anderer an einem anderen Ort zu bezahlen haben“, diese Argumentation wurde bereits ab Kriegsende benützt.

INW: Nakba war eine selbst zugefügte Tragödie und die Palästinenser mussten keinen Preis bezahlen, sie hätten ja ihren eigenen arabischen Staat haben können?

E. Webman: Richtig, aber versuchen Sie doch, die Sache von ihrem Standpunkt zu sehen. Sie wollten nicht teilen, was sie als ihr Eigentum betrachteten. Sie haben einen Kompromiss vor und nach der Errichtung des Staates Israel abgelehnt, unglücklicherweise für uns alle.

INW: Es gab 600.000 Juden im Heiligen



Esther Webman

Land und die hatten das Recht zur Selbstbestimmung.

E. Webman: Genau, aber in ihren Augen waren das Neuankömmlinge.

INW: Was denken Sie über Historiker und Journalisten, die sagen, wir müssen über gewisse Themen schweigen, denn sie könnten die Möglichkeit eines palästinensisch-israelischen Friedens beschädigen? Wir sollten nicht über Antisemitismus und Holocaustleugnung in der arabischen Welt sprechen. Hören Sie das auch?

E. Webman: Selbstverständlich höre ich das, doch das sollte nicht tabuisiert werden. Denn eines der Probleme des Friedensprozesses – und ich habe sehr an Oslo geglaubt, trotz der Tatsache, dass es eine Vereinbarung der Führer war und nicht von unten kam – war, dass es trotz des Vertrages zu einer Aufwiegelung gegen Israel und die Juden kam.

In den Schriften über Israel und über Juden und in allerlei Predigten von verschiedenen Imame in der arabischen Welt wurde nicht der Frieden gefördert, sondern in sehr vielen Fällen versucht Feindschaft zu erzeugen. Man kann nicht Frieden haben wollen und auf der anderen Seite weitermachen mit der Verleumdung desjenigen Volkes, mit dem man versucht Frieden zu machen. Wir hatten dieses Problem auch mit der Palästinensischen Autonomiebehörde (PA), doch dort ist die Lage ein bisschen anders und mehr und mehr ist diese Art von Antisemitismus vor allem bei Islamisten vorzufinden.

Doch unglücklicherweise sind Antisemitismus und gewisse Vorurteile, die den klassischen Antisemitismus charakterisieren – die es so früher nicht gab – in die arabische öffentliche Meinung eingedrungen. Das gilt auch für Ägypten, mit dem wir seit 1979 ein Friedensabkommen haben, aber das hat die Wahrnehmung insbesondere der Mehrheit der Elite nicht geändert und sie lassen sogar noch heute gewisse Filme über den Holocaust nicht zu.

INW: Anne-Frank-Film wurde nie gezeigt.

E. Webman: Unter keinen Umständen, sogar der letzte Benigni Film, der eine Diskussion auslöste, „Das Leben ist wunderschön“, wurde in der arabischen Welt nicht gezeigt. Sie betrachten das als „zionistische Propaganda“. Sie haben Angst vor einer kulturellen israelischen oder westlichen Beherrschung.

INW: Wird Ihr Buch in andere Sprachen übersetzt? Ich denke, viele deutschsprachige Leser wären interessiert am Thema Holocaust und die Reaktion in der arabischen Welt.

E. Webman: Das Buch wird jetzt ins Hebräische übersetzt und das Projekt Aladin*) wird vielleicht das Buch ins Arabische übersetzen und ich versuche französische Verlagshäuser dafür zu interessieren.

Karl Pfeifer

*) Das „Aladin-Projekt“, übersetzt Werke zum Thema Holocaust in Arabisch, Farsi und Türkisch, und verbreitet diese, damit sie überall in der Welt und vor allem in Ländern mit muslimischer Bevölkerung gelesen werden können. Der „Minister“ für religiöse Angelegenheiten des Hamas-Regimes in Gaza, Abdullah Abujarbou, betonte während einer Hetzrede in einer Schule Ende Februar 2010, alle religiösen Führer und muslimische Gelehrten sollten sich dieser „intellektuellen und kulturellen Offensive“ entgegenstellen.

MILITÄRGEHEIMDIENSTCHEF AMOS YADLIN ZUR SICHERHEITSLAGE

Der scheidende Leiter des israelischen Militärgeheimdienstes, Generalmajor Amos Yadlin, hat seine letzte Einschätzung zur Sicherheitslage im Nahen Osten vor dem Außen- und Sicherheitspolitischen Ausschuss der Knesset vorgetragen. Yadlin geht nach fünfjähriger Amtszeit in den Ruhestand. „Die ruhige Sicherheitslage der jüngsten Zeit ist beispiellos, aber man sollte sich von ihr nicht täuschen lassen; die Aufrüstungsprozesse in der Region gehen weiter, und wir werden es in der nächsten Kampfrunde mit mehreren Fronten zu tun haben. Die Konfrontation wird schwerer sein, mit mehr Opfern“, so Yadlin. In Bezug auf Syrien warnte der Militärgeheimdienstchef vor den Raketensystemen, die Damaskus von Russland erworben habe: „Die betreffenden Systeme sind hochentwickelt, meist beweglich und in der Lage, Flugzeuge der Luftwaffe zu treffen. Die effektiven, tödlichen Raketen werden es schwieriger für die Luftwaffe machen, ihre Operationsfreiheit zu wahren. In der Vergangenheit schätzten wir, den Himmel über Syrien innerhalb von 48 bis 72 Stunden unter unsere Kontrolle bringen zu können. Gegenwärtig geht die Einschätzung dahin, dass es länger dauern wird und wir mehr Verlust haben werden.“ Yadlin kam auch auf den Stand des iranischen Atomprogramms zu sprechen, wobei er auf die 3000 bis 4000 Zentrifugen hinwies, die momentan zur Urananreicherung in Betrieb seien: „Es ist nur eine Frage der Zeit und des kontinuierlichen Betriebs der Zentrifugen, bis sie (die Iraner) einen Anreicherungsgrad von 90% erreichen und das Material militärisch nutzen können.“ Auch das bedrohliche Erstarken der Hisbollah ließ der Generalmajor nicht unerwähnt.

ERHÖHTE SICHERHEITSVORKEHRUNGEN AM BEN-GURION-FLUGHAFEN

Aufgrund der jüngsten Sprengstofffunde im internationalen Flugverkehr hat die Israel Airports Authority (IAA) die Sicherheitsvorkehrungen am Ben-Gurion-Flughafen erhöht. Wie aus Sicherheitskreisen verlautet, hat Israels Allgemeine Sicherheitsbehörde (SHABAK) in der letzten Zeit Übungen zum Umgang mit derartigen Szenarien durchgeführt. „Wir überprüfen uns selbst nach jedem Vorfall, der auf der Welt stattfindet“, sagte ein hochrangiger Offizieller, der mit der Planung der Flughafensicherheit befasst ist. „Wir üben auf Grundlage dessen, was wir lernen, und nehmen mitunter Änderungen vor. Generell bereiten wir uns aber nicht auf den Anschlag vor, der passiert ist, sondern auf den nächsten Anschlag, der passieren könnte.“ Man verweist darauf, dass es in den vergangenen Jahren keinen Anschlag auf israelische Fluglinien gegeben, dennoch weiterhin eine „reale Bedrohung“ für die internationale und auch die israelische Luftfahrt existiere. „Es ist möglich, dass unsere strengen Sicherheitsmaßnahmen eine Abschreckung geschaffen haben, die Terroristen davon abhält, irgendetwas zu versuchen“, sagte ein Offizieller. „Das bedeutet nicht, dass wir die Besten in der Sicherheit sind, und wir müssen immer daran arbeiten, unser Sicherheitsniveau zu halten.“

LUNETTERIE

PHILIPP WANEK

TUCHLAUBEN 17 · 1010 WIEN
TEL. 533 95 79 · FAX 533 95 79
www.lunetterie.at

wünscht
allen Kunden
und Freunden
ein schönes
Chanukka-Fest

CZERNOWITZ HEUTE

Wer im postkommunistischen ukrainischen Cernivtsi dem mythenumwobenen Czernowitz der Habsburgermonarchie nachspüren möchte, hat es schwer. Die Menschen, die diese „Stadt der Bücher“ einst mitprägten und berühmt gemacht haben, leben nicht mehr. Ein internationales Lyrikfestival, das erstmals im September in Cernivtsi stattfand, will die verschwundene Welt des jüdischen Dichters Paul Celan wieder wachküssen. Verschüttetes Kulturerbe soll zum Dünger für neue, grenzübergreifende Begegnungen von Dichtern und Lyrikliebhabern werden.

Die Kinokasse hat längst geschlossen und es regnet. Aber immer größere Menschentrauben lösen sich aus der Dunkelheit der umliegenden Straßen, um die Verwandlung des „Cernivtsi“ in die prunkvolle Synagoge zu erleben, die sich in k.&k. Zeiten eine selbstbewusste jüdische Gemeinde errichten ließ. Weder den Hitlerdeutschen noch den sowjetischen Eroberern ist es zwischen 1939 und 1945 gelungen, dieses Gotteshaus zu sprengen. Die ukrainischen Kommunisten gingen pragmatischer vor. Die Fenster wurden zugemauert, die Kuppel abmontiert und das Gebäude zum Kino umfunktionierte.

Mehr als fünf Jahrzehnte später kehrt die Vergangenheit für einen kurzen, magischen Augenblick wieder zurück: als Videoprojektion tauchen hinter der dunklen Fassade des Kinos immer schärfer die Umrisse der alten Synagoge auf.

Max Schickler hat den „Templ“ auch von innen gekannt. Er ist einundneunzig und zählt sich zu den letzten „echten Czernowitzern“ im ukrainischen Cernivtsi. Der Vater, k. und k. Unteroffizier im Ersten Weltkrieg, gehörte schon dem assimilierten jüdischen Bürgertum an: „Daheim wurde nur deutsch gesprochen, auch nach dem Zusammenbruch der Monarchie, unter den Rumänen. Jiddisch sprachen die armen, ungebildeten Juden in der Vorstadt“.

Erst der zweite Weltkrieg, fährt Schickler in perfektem Deutsch fort, habe die alt-österreichische Welt zerstört, in der auf kleinstem Raum neben Rumänisch und Deutsch auch Ruthenisch, Polnisch, Armenisch und Jiddisch gesprochen wurde und für alle Glaubensbekenntnisse Platz war.

Im Jahr 1938 wurde Max infolge erstarkender faschistischer Tendenzen im rumänischen Königreich nicht mehr zum Hochschulstudium zugelassen, wenig später wurde den Juden die rumänische Staatsbürgerschaft aberkannt. Nach Rumäniens Kriegseintritt an der Seite Hitlerdeutschlands 1941 setzten Pogrome, Massenerschießungen und Deportationen nach Transnistrien ein. Schickler blieb die Erfahrung rumänischer Arbeitslager und nazideutscher KZs erspart. Er war mit der Roten Armee nach Osten gezogen und überdauerte den Krieg als Übersetzer für deutsche Kriegsgefangene. Nach dem Krieg nahm er wieder seine alte Arbeit in einer Czernowitzer Strumpffabrik auf, aber „nichts war mehr so wie früher“.

Die meisten Überlebenden der Shoah wanderten aus – viele in die Vereinigten Staaten oder nach Israel, aber auch nach Frankreich wie der junge Dichter Paul Celan, den die Dämonen der Erinnerung an die Gräueltaten des Krieges im Jahr 1970 in den Selbstmord trieben. Dem als Paul Antschel geborenen Lyriker war auch das erste internationale Lyrikfestival „Meridian“ in Cernivtsi Anfang September gewidmet.

Die Juden, die ihre alte Heimat nicht rechtzeitig verlassen hatten, wurden in der kommunistischen Ukraine abermals zu Opfern – diesmal eines staatlich verordneten Antisemitismus. Der im Vorjahr verstorbene jiddische Schriftsteller Josef Burg, der im Krieg nach Uzbekistan geflohen war und seit 1959 wieder in Czernowitz lebte, musste weitere vierzig Jahre auf

die Veröffentlichung seines Erzählbandes „Dos leben geit waiter“ warten.

Igor Pomerantsev, der geistige Vater des Poesiefestivals „Meridian“, erinnert sich noch gut an diese Zeit. Sein Vater, ein russischer Militärjournalist, war Anfang der 1950er Jahre nach Czernowitz versetzt worden und arbeitete hier bei einer Tageszeitung. „Ein Privileg, das mein jüdischer Vater nur seiner kommunistischen Gesin-



Paul Celan

nung verdankte.“ Während den Vater das antisemitische Klima in seinem Umfeld peinigte, war Czernowitz für Igor ein kleines Israel, wie er in seinem Essay „Czernowitz. Erinnerungen eines Ertrunkenen“ beschreibt. Freilich hätten in dieser „jüdischen Stadt im sowjetischen Imperium“ zu dieser Zeit nicht mehr die auffallend elegant, aber altmodisch gekleideten, gebildeten österreichischen Juden den Ton angeben. Das Straßensbild prägten vielmehr aus Bessarabien zugewanderte jüdische „Messerstecher, Nutten, Schwarzwechsler und Wunderknaben“. Ende der 1960er Jahre gingen auch sie weg – sie wanderten nach Israel aus. „Nach und nach stieg das Bächlein an, verwandelte sich in einen breiten Strom und trat schließlich endgültig über die Ufer“, schreibt Pomerantsev, der 1979 ebenfalls die Koffer packte und die Stadt seiner Kindheit erst

nach mehr als drei Jahrzehnten wieder besuchte. Als gefeierter Buchautor und Radiojournalist bei Radio Free Europe /Radio Liberty in London und Prag.

Auch Max Schickler kam trotz seiner schlechten Augen und Schmerzen im Bein zu Pomerantsevs Lesung im Rahmen des Lyrikfestivals. Aber noch lieber hörte er den Autoren aus Deutschland, Österreich und der Schweiz zu: „Es gibt keine Deutschen mehr in Czernowitz, mit denen ich mich unterhalten könnte“. Und ganz nebenbei fügte er hinzu, dass er wie sein großer Landsmann Paul Celan das „Vierte Staatsgymnasium“ in Czernowitz besucht habe. Mehr konnte der alte Mann nicht mehr erzählen, „Ich habe Celan nicht gekannt. Er war ein Jahr jünger als ich und damals noch nicht berühmt!“



Max Schickler

Heute erinnert eine kitschige Bronzetafel am Eingang zu Celans Geburtshaus in der Saksaganskogostraße an den in der kommunistischen Ukraine totgeschwiegenen jüdischen Dichter. Seit 1992 gehört auch eine mit österreichischer Finanzhilfe errichtete Büste Celans zu den Pilgerstätten aller Czernowitz-Touristen.

Sidi Thal hatte weniger Glück. Von der Gedenktafel für diese berühmte jüdische Schauspielerin der 1930er Jahre am Eingang zur Czernowitzer Philharmonie ist nur ein frischer Farbfleck geblieben. Obwohl sie eine der ganz wenigen Künstlerinnen war, die auch nach der Liquidierung aller jüdischen Theater in der Sowjetunion Mitte der 1950er Jahre auftreten durfte und den Titel «Verdiente Künstlerin der Ukraine» erhielt, wurde ihr Konterfei auf die Rückseite des Gebäudes verbannt.

Kein Zufall. Nach der „Orangen Revolution“ hat sich das Leben für die letzten Juden der Stadt abermals verschlechtert. Der wiedererwachte ukrainische Nationalismus ging mit wachsender Einschüchterung aller Minderheiten einher. Am stärksten schrumpfte im ersten Jahrzehnt der ukrainischen Unabhängigkeit die jüdische Bevölkerung des Landes – von landesweit 15.600 auf 1300 Personen.

Da jedoch alles Jüdische, das der Verklärung sprich Vermarktung der viel zitierten „Stadt der Bücher“ Czernowitz dienlich sein kann, inzwischen gefördert wird, ist Hoffnung angebracht. Ein beredtes Beispiel für Bemühungen um Wiedergutmachung: Mitte der 1990er Jahre wurden am Treppengeländer des Jüdischen Kulturhauses in Czernowitz ganz besondere Schweißarbeiten durchgeführt. Davidsterne, denen in kommunistischen Tagen zwei Zacken abgeschlagen wurden, haben durch Anschweißen der fehlenden Zacken wieder ihre ursprüngliche Bedeutung zurück gewonnen. Aber zu Hoffnung geben auch die vielen jungen Menschen Anlass, die im Rahmen des Lyrikfestivals ins „Deutsche Haus“ strömten, um die Paul Celan gewidmete Theatercollage „Der Sand aus den Urnen“ aus der Produktion des „unabhängigen ukrainischen Theaterlabors“ zu sehen. Zu symbolstarken Bildern der Gewalt und des Grauens, die das europäische zwanzigste Jahrhundert prägten, läuft eine gespenstische Klangspur: Celans erschütternde, von ihm selbst gelesene Gedichte und Zitate aus seiner privaten Korrespondenz.

Vielen Jugendlichen war die jüngste Generation von Czernowitz als Folge jahrzehntelanger sowjetischer Indoktrination nur rudimentär bekannt. Dazu kommt, dass die meisten Zeitzeugen tot, vertrieben, oder vor Angst verstummt waren. Aber dank engagierter Historiker und unermüdlicher Übersetzer wie Mark Belorusez, der Paul Celan auf abenteuerlich-konspirative Weise schon in kommunistischen Tagen ins Russische übertrug, werden mit der Zeit und unter Voraussetzung stabiler demokratischer Bedingungen immer mehr Schichten der Vergangenheit freigelegt werden können. Die oberste Schicht liegt buchstäblich auf der Straße: Die Kanaldeckel aus der österreichischen Kaiserzeit mit der Aufschrift: „Stadtmagistrat Czernowitz“ sind im ukrainischen Cernivtsi nicht zu übersehen.

Joana Radzyner

Es gibt wohl kein geschichtliches Ereignis, das in vergleichbar vielen historischen Studien und persönlichen Erinnerungsberichten untersucht und dokumentiert wurde, wie der nationalsozialistische Judenmord. Interessierte Zeitgenossen, die bereit waren, den Stimmen der Überlebenden zuzuhören, auch wenn sie von kaum erträglichen Einzelheiten durchlittener Qualen berichteten, glauben heute oftmals nichts Neues mehr erfahren zu können.

Und doch gibt es noch immer, ein Menschenleben nach dem Geschehen, neue Zeugnisse, die auf einzigartige Weise verdeutlichen, was der nationalsozialistische Rassenwahn für einen einzelnen Menschen bedeutete.

Zu ihnen gehört Senek Rosenblums späterer Erinnerungsbericht über seine Kindheit als jüdischer Junge im Polen der Jahre 1939 bis 1945. Dank dem Mut und dem unerschöpflichen Erfindungsreichtum seines Vaters überlebte er die Flucht aus seinem Heimatstädtchen Zychlin nach Warschau, das monatelange Versteck in einem Kleiderschrank und schließlich nach dem Abzug der Deutschen aus Polen den drohenden Hungertod. Immer wieder gelang es dem Vater mit Menschenkenntnis, schauspielerischer Begabung und einem sicheren Gespür für drohende Gefahren in aussichtslos erscheinenden Situationen vorläufige Rettung und damit Aufschub vor dem sicheren

KINDHEITSTRAUMA

Tod zu organisieren. Dabei konnte er seinem kleinen Sohn, der erst fünf Jahre alt war, als ihr Leidensweg begann, nicht vor Schrecklichem bewahren, ihn weder vor Hunger, Misshandlungen noch der allgegenwärtigen Todesangst schützen. Zu Beginn ihrer Flucht musste der Vater die schwerwiegende Entscheidung treffen, seine kranke Frau zurückzulassen und sie damit dem sicheren Tod auszuliefern. Nur ohne sie sah er eine Chance, sich und das Kind zu retten. Als die beiden nach wochenlanger Odyssee das Warschauer Getto erreichten, erwies es sich nicht als rettender Hafen sondern als Todesfalle. Dem Vater gelang es nach einiger Zeit, den Jungen aus dem Getto zu schmuggeln und ihn bei einer jungen Polin unterzubringen. Diese versteckte ihn in ihrer kleinen Wohnung. Da keiner der Mitbewohner oder Besucher die Anwesenheit des jüdischen Kindes erfahren durfte, musste sich das Kind absolut ruhig verhalten, konnte das Gemeinschaftsklo nur aufsuchen, wenn niemand in der Nähe war und wurde, sobald Gefahr drohte, in einen dunklen Verschlag in einem Wandschrank gesperrt. Rückblickend schrieb er: „Ich glaube nicht, dass ich damals den Ernst der Lage richtig begriff – dass ich von nun an wie ein gefangenes Tier für unzählige Stunden in diesem Holzverschlag im Schrank verschwinden würde. Dass für mich das Martyrium eines Kindes begann, dessen Bewegungsdrang gewaltsam unterdrückt wurde, dass diese schmerzhaft und dunkle Enge Halluzinationen und Alpträume in mir hervorrufen würde.“

Der Leidensweg des Jungen endete nicht in diesem Wandschrank. Als die Situation in der Wohnung unhaltbar wurde, musste der Vater neue Verstecke für seinen Sohn finden, erst bei einem Bauern, dann wieder bei einer Frau in Warschau. Jedes Mal musste er sein Kind alleine fremden Menschen und neuen Bedrohungen überlassen. Die letzten Monate des Krieges in Warschau, als erst die Bomben und dann der Hunger zur größten Gefahr für das Kind wurden, musste er sich allein durchschlagen. Als sein Vater nach der Besetzung Warschaws durch die Rote Armee schließlich zu seinem Sohn durchdringen konnte um ihn abzuholen, war dieser so krank und schwach, dass er ihn kaum noch erkannte.

Senek Rosenbaum berichtet seine Geschichte mit dem Abstand von 63 Jahren Leben nach der Verfolgung ohne Sentimentalität mit Humor und großer Wärme für alle Menschen, die zu seinem Überleben beigetragen haben. Den wichtigsten Platz nimmt dabei natürlich der Vater ein, obwohl dieser, wie Senek Rosenbaum schreibt, „auch mit mir hinterher nicht darüber sprach“. Es sind jedoch die Schilderungen der Gedankenwelt eines, dem unbekanntes Schrecken ausgelieferten Kindes, die der Leser nicht vergessen wird.

Barbara Distel

Senek Rosenbaum: **Der Junge im Schrank. Eine Kindheit im Krieg**
Taschenbuch, 432 Seiten, 2 s/w Abbildungen
Verlag: btb, Random House, München 2010,
ISBN: 978-3-442-74175-5
€ 10,99 (D), € 11,30 (A)

LACHEN GEGEN PUTIN

JEWGENIA ALBATS IST CHEFREDAKTEURIN EINES KRITISCHEN WOCHENMAGAZINS. SIE HAT KEINE LUST, SICH UNTERKRIEGEN ZU LASSEN.

Als Studentin schrubte sie Böden mit Anna Politkovskaja, um Windelgeld für Annas Tochter zu verdienen. Ihre Freundschaft mit Politkovskaja blieb nicht immer so nahe, aber bis zur Ermordung der streitbaren Journalistin lebten die zwei Frauen praktisch Tür an Tür. „Am Abend des 7. Oktober 2006 rief mich Dimitri Muratow, der Chefredakteur der „Nowaja Gaseta“ an und schrie: „Sie haben Anna erschossen!“, erinnert sich Jewgenia Albats. „Ich rannte die Lesnajastraße hinunter, sie lebte ja nur ein Haus von mir entfernt. Dort war überall Polizei. Und Annas Leiche lag mit einem Tuch bedeckt auf einer Tragbahre.“

Jewgenia Albats erzählt ihre Geschichten nicht ohne Emotion. Auch nach Jahrzehnten im journalistischen Geschäft empfindet sie Mitgefühl, Sympathien und Antipathien wie am ersten Tag. Sie nimmt sich kein Blatt vor den Mund. Obwohl das für sie gefährlich werden kann. „Frage mich bloß nicht, wie ich mit der Angst umgehe, das ist so eine blöde Frage!“, schimpft sie. Doch es bleibt unverstänlich, wie Journalisten im autoritären Staat von Wladimir Putin arbeiten können. Dutzende Reporter haben ihr Leben in den vergangenen zehn Jahren wegen kritischer Berichterstattung über die Machthaber verloren. Und trotzdem gibt es hunderte Journalisten, die nicht aufgeben und weiter für die Freiheit des Wortes kämpfen.

Die Chefredakteurin der „Nowoje Wremija“ ist eine von ihnen. Sie studierte Journalismus in Moskau, heuerte dann bei „Nowaja Gaseta“ und „Iswestija“ an. 1993 ging sie an die Harvard Universität und hatte dort den Schock ihres Lebens. Sie fand in der unterirdischen Bibliothek einen gesamten Stock voller russischer Bücher und Manuskripte. Lauter Werke, die in ihrem Heimatland jahrzehntelang verboten gewesen waren, lagen hier für alle Interessierten zur Lektüre auf. Sie schwor sich, nie wieder zuzulassen, dass die Wahrheit in Russland nicht gedruckt werden durfte.

Zurück in Russland publizierte sie 1994 neben ihren journalistischen Texten ein Buch, das bis heute zur Standardliteratur über die Geschichte des Geheimdienstes der Sowjetunion zählt: „The State within a State: The KGB and its hold on Russia – Past Present and Future“. 1997 wurde sie von der „Iswestija“ gefeuert, weil sie einen kritischen Artikel über den FSB, die Nachfolgeorganisation des KGB, geschrieben hatte. Damals wusste noch niemand, wie schnell und überaus effizient der KGB-Offizier Wladimir Putin mithilfe der grauen Männer aus den Sicherheitsstrukturen Russland zu einem strikt zentral und vertikal regierten Staat umformen würde.

Die Ermordung von Anna Politkovskaja machte Albats schließlich klar, dass der Staatsapparat vor nichts zurückschreckt. In der demokratischen, unabhängigen Intellektuellenszene war der Winter 2006/2007 eine besonders düstere Zeit. Doch eine kleine

Gruppe von unverwundlich Couragierten wollte sich nicht mundtot machen lassen. Die Geschäftsfrau Irena Lesnewskaja kaufte den alten Sowjettitel „Nowoje Wremija/The new times“ und hauchte dem Wochenblatt neues Leben ein: „Sie rief mich an und sagte: Machen wir was! Wir brauchen einen Ort, an dem wir atmen können!“ Albats stimmte zu und zog mit einer Gruppe von Journalisten am Twerskoi-Boulevard im Zentrum von Moskau in ein großzügiges Büro, um fortan den Machthabern kräftig auf die Nerven zu gehen.

Schon in der ersten Nummer brachte „The new Times“ einen Artikel über die Ermordung von Alexander Litwinjenko in London. Der Ex-KGB-Agent und Neo-Putin-Kritiker war – so glaubt die britische Justiz – von seinem ehemaligen Kollegen Andrej Lugovoi in der Bar des Hotels Millennium mit radioaktivem Plutonium 210 vergiftet worden. „The new Times“ erforschte Logistik und Hergang dieses spektakulären Mordfalls. Vier Jahre nach dieser ersten Titelgeschichte hat sich die Zeitung längst etabliert. „Selbst der Kreml liest uns gerne“, grinst Albats, die erst voriges Jahr zur Chefredakteurin befördert wurde. „Die wollen schließlich auch wissen, was im Land wirklich passiert.“ Die Massenmedien sind von Putin an die Kandare genommen worden. Im Fernsehen gibt es seit Jahren kaum kritische Kommentare. Die Popularitätswerte des Machtduos Putin und seines Präsidentenadlanten Dmitri Medwedew sind kremlgenehm hoch.

Den kleinen, kritischen Medien wie der „The new Times“ droht dagegen ständig der Besuch der Sicherheitsorgane. In diesem Jahr haben sie schon zwei Mal die Redaktion durchsucht. Im Mai fand Albats in ihrem Autotank einen Radiotransmitter. Sie will zwar nicht darüber sprechen, dass sie Angst um das Leben ihrer Tochter hat, die gerade ihr Studium an der Brandeis-Universität beendet hat. Sie will auch nicht darüber reden, dass sie sich für ihre Redakteure verantwortlich fühlt. Aber sie erwähnt nebenbei, dass sie ihren 25-jährigen stellvertretenden Chefredakteur Ilja Barabanow am liebsten jeden Abend mit dem Auto nach Hause fährt. „Dann ist mir wohler, wenn ich weiß, dass er dort wohlbehalten angekommen ist.“

In den letzten Jahren hat sich Albats ihrem Judentum geöffnet. Seit 2004 leitet sie im Jewish Community Center in der Nikitskaja Straße die Thora-Diskussionsgruppe „Dwar Tora“. Zu der hat sie sogar schon einmal den nicht-gläubigen Schachmeister Gary Kasparow eingeladen. Albats ist auch Mitglied des „Russischen jüdischen Kongresses“, bei dem auch Michail Friedman auf der Mitgliederliste steht. Sie bemüht sich zwar nicht besonders, ein führendes Mitglied der jüdischen Gemeinde Russlands zu sein, dennoch ist sie spürbar. Das liegt an ihrer Persönlichkeit. Jewgenija Albats ist keine, die man übersehen kann.

„Ich bin heute zweiundfünfzig Jahre alt“, sagt die stattliche Frau mit einem Lachen. Für eine Russin schickt es sich eigentlich nicht, über ihr Alter zu reden. Es ist immer noch ein Tabubruch. Jewgenia Albats aber lacht laut und scheint damit sagen zu wollen: „Was soll ich denn sonst tun? Weinen, verzweifeln, verstummen?“ Tabubrüche sind ein ganz normaler Bestandteil ihres Lebens. **Tessa Szyszkowitz**



Jewgenia Albats



Museum of Tolerance

MUSEUM DER TOLERANZ

Normalerweise sind Meldungen, die aus dem Nahen Osten stammen und Bautätigkeiten der Israelis betreffen, gekennzeichnet durch Protest, Empörung, Sprengstoff. Ausnahmsweise gibt es nun aus Jerusalem eine Nachricht, die nicht überschattet ist vom Streit um Siedlungsbauten, sondern den Mitteln avantgardistischer Architektur zur Toleranz mahnt. Es handelt sich um den Bau eines Museums der Toleranz, das nicht nur durch seine Zweckbestimmung, sondern noch mehr durch seine Dimension und seinen spektakulären Baustil für Aufsehen sorgt. Zurückzuführen ist dies auf eine Anregung des Simon Wiesenthal Centers in Los Angeles vor zehn Jahren.

Als es dann im Jahr 2005 als konkretes Projekt präsentiert wurde, veranschlagte man die Kosten auf nicht weniger als 250 Millionen \$, also wahrlich keine Kleinigkeit. Ob man es nun als Ausdruck eines US-amerikanischen jüdischen „Kulturimperialismus“ abzuqualifizieren versuchte, was angesichts der Größe nicht verwundert oder ob man eher die Kühnheit bewunderte, die Finanzkrise schob der Realisierung jedenfalls einen Riegel vor. Vor kurzem redimensionierte man das Vorhaben auf 100 Millionen \$, die allerdings auch noch nicht aufgebracht sind.

Ausgewählt als Architekten wurde aus einem Wettbewerb, an dem drei israelische Anbieter teilnahmen, das renommierte Architekturbüro den Bracha und Michael Chyutin aus Tel Aviv. Das Team hat sich mit Kulturbauten im Großraum Tel Aviv, mit Universitäten in Beersheba, dem Bau eines Gerichtsgebäudes in Haifa und dem Plan für eines in Jerusalem, sowie der dort im Bau befindlichen Erweiterung des Van-Leer-Instituts beachtliches Renommee erworben.

Wie die angesehene Zürcher Zeitung, die dem Projekt eine ganze Seite widmet, ausführt, wird sich auf einem s-förmigen Grundriss ein mehrstöckiges Gebäude erheben, das zu schweben scheint, vergleichbar mit der Vision des Propheten Elias von einer riesigen fliegenden Thora-Rolle.

Der abgehobene Gebäudeteil rahmt einen zur Hillel-Straße und zur Neustadt hin offenen Platz, der sich zum tiefer liegenden archäologischen Garten senkt: Dort sind die Reste eines herodianischen Aquädukts zu sehen, der während der Aushubarbeiten entdeckt worden war. Künftig wird man unter dem Gebäude durch eine Glasfassade darauf blicken können. Richtung Hillel-Straße ist es mit Jerusalem-Stein verkleidet und stellt so den Übergang auf die Altbauten und das

Nachalat-Schiva-Viertel her. Die Verbindung zu dem bei Touristen beliebten Quartier bildet ein Hofhaus mit Buchhandlung und Bibliothek, das unterirdisch mit dem Museum verbunden wird. In diesem befindet sich neben Restaurant, Museumsshop ein Mehrzwecksaal und ein Theater mit 500 Plätzen.

Das eigentliche Museum und ein Kindermuseum liegen im Untergeschoss.

Natürlich gibt es eine Vorgeschichte, denn wo kann man denn im 21. Jahrhundert auch nur ein Regendach bauen oder zehn Meter Fahrweg asphaltieren, ohne die politische Korrekten auf den Plan und die Straße zu rufen? In diesem Fall waren es Muslime, die eine Entweihung historischer Gräber befürchteten oder jedenfalls so taten oder tun mussten.

Der Neubau soll nämlich auf einem Teil des Friedhofs an der Hillel-Straße stehen.

Dieser Teil war allerdings schon 1929 als Grablage aufgehoben worden, und zwar auf Wunsch des Muftis von Jerusalem, der dort ein Palace Hotel bauen wollte. 1945 plante dann der Oberste Muslimische Rat eine Überbauung des gesamten Friedhofareals und die Umbettung der sterblichen Überreste in einen anderen Fried-

hof. Der Unabhängigkeitskrieg stoppte dann das Vorhaben. Seit den sechziger Jahren diente das Areal als Parkplatz, unterirdisch waren Strom- und Telefonkabel verlegt.

Als aber dann im Jahr 2000 die Pläne für das Museum publik wurden, reichten Gegner – darunter Rashid Khalidl, der als Professor für arabische Studien an der New Yorker Columbia-Universität lehrt – beim UNO-Menschenrechtsrat in Genf eine Klage ein, in der berechtigten Erwartung, er werde in ihrem Sinn intervenieren. Tatsächlich verfügte der israelische Oberste Gerichtshof im Februar 2006 einen Stopp der Grabungsarbeiten.

Ende 2008 entschied der Oberste Gerichtshof, dass mit den Bauarbeiten fortgeföhren werden könne. Eventuell zum Vorschein kommende sterbliche Überreste wären auf einen andern Friedhof umzubetten.

In der Zwischenzeit hat der Oberste Gerichtshof grünes Licht gegeben, sodass 2011 mit dem Baubeginn zu rechnen ist. Eine gewisse Gigantomanie ist dem Projekt nicht abzuspüren, und mag bei konservativen Betrachtern die Befürchtungen aufkommen lassen, andere, Jerusalem prägende, Bauten würden in den Hintergrund gedrängt.

Die Proponenten erwarten jedenfalls ein architektonisches Highlight wie das jüdische Museum in Yad Vashem. **Heike**

GEBET FÜR DEN REGEN

Im starken Kontrast zum üblichen Gezeiter stand eine kleine Kundgebung im Niemandsland zwischen Jerusalem und Bethlehem. In einer seltenen Demonstration ökumenischen Einvernehmens trafen einander vor kurzem Imame, Rabbiner und Priester mitten in den Bergen Judäas zu einem gemeinsamen Gebet, um Gott dazu zu bewegen, es im Nahen Osten endlich regnen zu lassen. Das Jahr 2010 droht zum siebten Dürrejahr in Folge zu werden. Sollte der Himmel nicht bald seine Schleusen öffnen, könnte der Wasserversorgungsgau eintreten. Schon im vergangenen Jahr warnten Hydrologen, man dürfe den Strahl, der aus dem Wasserhahn kommt, nicht mehr als Selbstverständlichkeit betrachten. Spätestens wenn Luft statt Wasser aus dem Hahn zischt, wird beiden Seiten der ein Jahrhundert alte Nachbarstreit zwischen Zionisten und Arabern nebensächlich erscheinen. Um dem vorzubeugen, stellten Juden, Christen und Muslime sich Schulter an Schulter und beteten zum selben Gott, nur um sich, falls es regnet, im Namen desselben Gottes später wieder zu verleumden.

Es ist nicht das erste Mal, dass traute Verbundenheit zwischen den Vertretern der monotheistischen Religionen herrscht. Schon vor zwei Jahren hielten Kleriker eine gemeinsame Pressekonferenz, um gegen das Vorhaben der homosexuellen Gemeinde zu wettern, die in Jerusalem eine Love-Parade abhalten wollten. Orthodoxe Juden, Muslime und Christen waren sich einig in ihrem Hass gegen Menschen, die ihre, zugegeben gleichgeschlechtliche, Liebe zueinander demonstrieren wollten.

STRANDPROMENADE WIRD AUSGEBAUT

Nach dem Vorbild von Las Ramblas in Barcelona wird auch Tel Aviv demnächst eine richtige Strandpromenade erhalten. Im Areal des Beckens am Strandabschnitt Gordon soll ein Bohlenweg die Küstenlinie durchschneiden und direkt ins Meer führen. Verantwortlich für das Bauprojekt zeichnet die von der Stadt Tel Aviv und dem Tourismusministerium gemeinschaftlich getragene Firma Atarim. Deren Vorstandsvorsitzender, Itamar Shimoni, teilt mit: „Der Wellenbrecher, der damals in den 70ern gegenüber dem Tel Aviver Jachthafen gebaut wurde, wird eine neue Uferpromenade werden. Ich habe bereits einen Gesundheits- und Sicherheitscheck in Auftrag gegeben, um sicherzustellen, dass die Qualität den Standards entspricht und alles in Ordnung ist, so dass wir das Areal darauf einrichten können, Tel Avivs Strandpromenade fortzuführen.“ Die geplante Promenade soll 150 m weit ins Meer hineinführen.

MEHR TOURISTEN ALS IM VORJAHR

Das Jahr 2010 ist noch nicht vorüber – doch bereits jetzt steht fest: Für die israelische Tourismusbranche wird es ein gutes Jahr gewesen sein. Wie das Statistische Zentralamt mitteilt, sind in den Monaten Januar bis Oktober 2,87 Millionen Urlauber nach Israel gereist, mehr als im gesamten Jahr 2009. Nach Einschätzung des Tourismusministeriums werden bei Jahresende etwa 3,3 Millionen Touristen zu verzeichnen sein. Damit wäre auch der bisherige Rekord des Jahres 2008 (3 Millionen Touristen) geschlagen. 2,3 der 2,87 Millionen Urlauber haben sich für mindestens eine Nacht in Israel aufgehalten, was in dieser Hinsicht einen Zuwachs von 22% bedeutet. Fast verdreifacht hat sich mit 129.500 die Zahl der Touristen, die das Land von einem Kreuzfahrtschiff aus besuchten.

Die Einnahmen aus dem Tourismusgeschäft werden im Ministerium allein für den Zeitraum Januar bis August auf umgerechnet mehr als 1,6 Milliarden Euro veranschlagt.

DIE GESCHICHTE EINES DEUTSCH-IRANERS, DER ISRAELI WURDE

Arye Sharuz Shalicar wurde 1977 in Göttingen geboren und wuchs in Berlin auf. Nach Beginn eines Studiums der Politikwissenschaften, der Jüdischen Studien und der Islamwissenschaften wanderte er 2001 nach Israel aus und studierte Internationale Beziehungen, Nahostgeschichte, Politik und European Studies. Shalicar arbeitet für The Jewish Agency for Israel, für das ARD Nahost Studio in Tel Aviv und ist seit 2008 Stellvertretender Vorstandsvorsitzender der Organisation NOAM der Organisation junger deutschsprachiger Einwanderer in Israel. Das nachstehende Interview führte Philipp Engel.

INW: Herr Shalicar, Ihre kürzlich erschienene Autobiographie trägt den Titel „Ein nasser Hund ist besser als ein trockener Jude“. Was hat es auf sich mit diesem Satz?

Shalicar: Das ist eine gängige Redensart im Iran. Juden werden dort in bestimmten Milieus als Menschen zweiter Klasse betrachtet. Meine Eltern können sich jedenfalls noch gut daran erinnern, wie ihnen dieser Satz im Getto von Babol hinterhergerufen wurde. Deshalb sind sie vor meiner Geburt nach Deutschland gezogen. Sie wollten in der Bundesrepublik ein besseres, von antisemitischen Anfeindungen freies Leben führen.

INW: Haben Ihre Eltern diese Entscheidung rückblickend bereut?

Shalicar: Nein, denn wir waren in Deutschland viele Jahre außerordentlich glücklich. Falsch aber war ihre Entscheidung, vom friedlichen Berliner Multikulti-Stadtteil Spandau in den Wedding zu ziehen. Dort herrschen Zustände, die es in der Bundesrepublik, rund sechseinhalb Jahrzehnte nach Hitler, nicht geben darf.

INW: Was genau änderte sich durch den Umzug?

Shalicar: Auf den ersten Blick nicht viel. Nur dass man auf den Straßen auf einmal keine Deutschen mehr sah, sondern nur noch Türken und Araber. Weil ich aber aussah wie alle Jugendlichen in Wedding, habe ich schnell Anschluss gefunden. Ich war ein „Schwarzkopf“ unter vielen. Alle nahmen an, dass ich wie sie ein Muslim sei.

INW: Bis Sie eines Tages mit einer goldenen Halskette zur Schule gingen, um mit Ihren Kameraden mithalten zu können. Nur hingen an Ihrer Kette keine arabischen Schriftzeichen, sondern ein großer Davidstern.

Shalicar: Ja, von dem Tag an hat mein bester Freund Mahavir, ein muslimischer Inder, nicht mehr mit mir geredet. Weil alle Juden Todfeinde von Muslimen seien und verrecken müssten, erklärten mich Mahavir und – nachdem es sich im ganzen Wedding herumgesprochen hatte, dass ich Jude bin – auch alle anderen zu ihren Feind. Seitdem war nichts mehr wie zuvor. Mein Leben wurde von einem Tag auf den anderen zu einem Spießbrutenlauf.

Ich wurde von den muslimischen Jungs gequält, erniedrigt und gedemütigt. Sie versuchten, mich systematisch fertigzumachen. Am schlimmsten war eine Begegnung in einer U-Bahn-Station mit den sogenannten „PLO-Boys“, einer palästinensischen Gang. Mit deren Anführer Fadi hatte ich vor meinem „Outing“ öfters zusammen Basketball gespielt, nun befahl er mir: „Jude, mach das Maul auf!“, stopfte mir Erdbeeren in den Mund und ohrfeigte mich. In meiner Weddingzeit wurde ich oft beschimpft, bespuckt und geschlagen, aber das Maul im wahrsten Sinne des Wortes gestopft zu bekommen hat mich, das erkenne ich im Abstand von einigen Jahren umso klarer, mehr traumatisiert als alles andere.

INW: Wie geht ein 13-Jähriger mit so einer massiven körperlichen und seelischen Verletzung um?

Shalicar: Im Gespräch mit meinen Eltern wollte ich unbedingt verstehen, warum ich auf einmal anders gesehen wurde. Ich war einfach nur fassungslos und wollte wissen, wie es sein kann, dass keiner mehr mit mir

reden wollte und jeden Tag neue Drohungen kamen. Mein Vater sagte: „Sharuz, bevor ich anfangen, dir Geschichten zu erzählen, um dir verständlicher zu machen, wer oder was du bist, wer wir sind, musst du eins im Voraus wissen und es dein ganzes Leben zumindest im Hinterkopf behalten: Du bist Jude, und die ganze Welt hasst dich!“ Es klingt komisch, aber bevor er mir das sagte, wusste ich nicht so recht, dass wir Juden sind und was genau es bedeutet, jüdisch zu sein. Wir haben zwar regelmäßig meine Großeltern in Israel besucht, aber meine Eltern haben mich nie mit etwas Jüdischem konfrontiert.

INW: Würden Sie sagen, dass die fortwährenden Anfeindungen in Wedding Sie zur Religiosität geführt haben?

Shalicar: Jedenfalls habe ich dadurch erkannt, dass meine Hauptidentität das Jüdische ist. Bis dahin habe ich mich immer als Berliner gesehen, dessen Eltern aus dem Iran stammen. Das war es dann auch schon. Für mich hatte das Jüdische zuvor schlicht und einfach keine Rolle gespielt. Durch mein Umfeld und den Gesprächen mit meinen Eltern habe ich gemerkt, dass ich mich geirrt hatte. Das Persische und das Berlinerische waren nebensächlich, vor allem anderen bin ich Jude, das haben mir nicht zuletzt der Hass und die Wut meiner einstigen Freunde gezeigt.

INW: Was glauben Sie, worin gründet dieser ungemein stark ausgeprägte Judenhass bei nicht wenigen muslimischen Migranten in Deutschland?

Shalicar: Die Gründe sind vielfältig. Es gibt gerade in diesen Problembezirken Islamisten, die den Antisemitismus schüren und den Nahostkonflikt nach Berlin importieren. Dann gibt es auch noch so etwas wie einen Sog. Es ist Konsens in den arabischen Staaten, dass Juden verabscheut werden, und so schließt man sich einfach der Mehrheit an. **INW:** Eine positive Ausnahme war Ihr libanesischer Freund Hussein. Von dem Zeitpunkt an, wo Sie ihn kennenlernten, endeten die Übergriffe auf Sie.

Shalicar: Absolut. Plötzlich grüßte mich mit großer Geste sogar jener Fadi, der mir die Erdbeeren in den Mund gestopft hatte. Denn Hussein war nicht irgendwer, seine Familie hatte damals in Wedding richtig was zu sagen, jeder hatte Respekt vor ihm und seinen Leuten. Er hat mich vom ersten Tag an wie seinen Bruder behandelt. Ich weiß bis heute nicht, weshalb er mich im Gegensatz zu den anderen nicht hasste. Vermutlich dachte er, dass alle in diesem Drecksbezirk Wedding zusammenhalten müssen – ganz gleich ob Muslim, Christ oder Jude. Hätte ich ihn nicht kennengelernt, wäre ich vermutlich heute noch davon überzeugt, dass es nur antisemitische Araber gibt. Durch Hussein jedenfalls hörte die Gewalt gegen mich auf. Ich fand Anschluss und machte mir als Sprayer in der „Black-Panters“-Gang einen Namen. Später dann war ich auch mit radikaleren Gangs unterwegs.

INW: Worum genau geht es in diesen Gangs? **Shalicar:** Es geht dort um Respekt. Jeder versucht den starken Mann zu markieren. Banken raubt man zwar nicht aus, aber es geht schon heftig zu. Da gibt es auch Abziehereien, Klauereien und Schlägereien, teilweise auch mit Messer. Bei all dem war ich



zwar dabei, aber ich war nie derjenige, der ohne Grund zugeschlagen hätte.

INW: In Ihrem Buch beschreiben Sie, wie Sie, um aus diesem Milieu auszubrechen, nicht Zivildienst, sondern Wehrdienst leisteten. Und ausgerechnet bei der Deutschen Bundeswehr fühlten Sie sich als Jude in Deutschland zum ersten Mal seit Jahren angekommen. Wie kam das?

Shalicar: Ich wurde glücklicherweise der Sanitäter-Einheit zugeteilt, dort gab es nur Abiturienten, die allesamt gut erzogen waren. Für die Türken und Araber aus dem Wedding wären es die klassischen „Opfer“ gewesen. „Schweinefleischfresser“ eben, die man abziehen kann, weil sie Schwächlinge sind. Wäre ich nicht zur Bundeswehr gegangen, ich wüsste nicht, ob ich heute da wäre, wo ich jetzt stehe.

INW: Herr Shalicar, vom Gang-Mitglied in Berlin-Wedding bis zum Pressesprecher der israelischen Armee: Hinter Ihnen liegt ein weiter Weg. Halten Sie manchmal inne und wundern sich, dass Sie ausgerechnet im von Feinden bedrohten Israel zur Ruhe gefunden haben?

Shalicar: Ja und nein zugleich. Ich bin mir bewusst, dass Israel, wie jeder andere Staat auf der Welt auch, Probleme hat. Nur dass unsere Probleme eben weniger von innen als von außen kommen. Gleichzeitig aber hatte ich nie das Gefühl, dass Israel ein Land ist, das permanent bedroht wird. Es gibt als Jude nach wie vor keinen geeigneteren Ort als Israel. Meine Kinder sollten ohne antisemitische Vorurteile aufwachsen. In Israel habe ich endlich meinen Frieden, meine Heimat gefunden.

Arye Sharuz Shalicar: Ein nasser Hund ist besser als ein trockener Jude. dtv. 15,40 Euro



**Lesung mit
DAVID GROSSMAN**

**Burgtheater
Dr. Karl Lueger-Ring 2
1010 Wien**

12. April 2011

Beginn: 20.00 Uhr

Karten: +43 (0)1 514 44 41 40

FRIEDENSPREIS FÜR DAVID GROSSMAN

Mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels wurde in diesem Jahr der renommierte und in 30 Sprachen übersetzte israelische Schriftsteller David Grossman geehrt. Im vergangenen Jahr hat der italienische Schriftsteller Claudio Magris den Friedenspreis erhalten. Frühere Preisträger waren unter anderen Anselm Kiefer, Saul Friedländer, Orhan Pamuk, Susan Sontag, Jürgen Habermas, Martin Walser, Amos Oz und Siegfried Lenz.

1954 in Jerusalem geboren, studierte Grossman Philosophie und Theaterwissenschaft. Außerdem war er Redakteur und Hörspielautor beim öffentlich-rechtlichen Rundfunk. Sein erster Roman „Das Lächeln des Lammes“ erscheint 1983. Sein Roman „Stichwort: Liebe“ (1986) und Reportagen über das Verhältnis von Israel und Palästina machen ihn weltweit bekannt. 2006 stirbt sein zweiter Sohn Uri als Soldat im Südlibanon. 2008: Den Tod seines Sohns verarbeitet er in dem als bisheriges Hauptwerk gerühmten Roman „Eine Frau flieht vor einer Nachricht“. 2009 wird Grossmans Kinderoper „Itamar Meets a Rabbit“ vom Philharmonischen Orchester Israels uraufgeführt. Die Musik komponierte der israelische Musiker Yoni Rechter.



Der Dachverband der Verleger und Buchhändler dankte dem Preisträger mit dieser Auszeichnung „für ein Werk, das von Hoffnung spricht, weil es sich weigert, dem Krieg in seinem Land, dem Krieg in aller Welt und dem Krieg in uns das letzte Wort zu überlassen“, sagte der Vorsteher des Börsenvereins, Gottfried Honnefelder. Die Laudation auf Grossman hielt Joachim Gauck. Er würdigte Grossmans Bestreben, „dem die Stirn zu bieten, was einen knebelt und in das Korsett der Willkür zwingt. Menschen sind nicht dazu verurteilt, Opfer ihrer Umstände zu sein. Menschen haben eine Wahl.“ Am Ende seiner Laudatio rief er dem Friedenspreisträger zu: „Du stehst vor deinem Goliath, dem alltäglichen Hass – nicht einmal mit einer Steinschleuder. Aber du bist David.“

Auszüge aus seiner Dankesrede.

„Friede“ ist für mich nicht nur die Definition eines Zustands, in dem der Krieg mit all seinen Schrecken zu Ende sein und Israel umfassende und gute Beziehungen mit seinen Nachbarn haben wird. Wirklicher Friede für Israel bedeutet die Aussicht, in der Welt auf eine neue Art leben zu können. Die Aussicht, dass Israel nach und nach von den Verheerungen durch 2000 Jahre Exil, Verfolgung und Dämonisierung genesen wird. Vorausgesetzt, dieser zerbrechliche Friede wird tatsächlich andauern, Israel wird seine Existenz festigen und sein großes menschliches, geistiges und kulturelles Potenzial verwirklichen, dann würde jenes Gefühl existenzieller Fremdheit, existenzieller Einsamkeit, vergehen, das den jüdischen Menschen und das jüdische Volk unter den anderen Völkern immer begleitet hat.

Wenn es Frieden gäbe, hätte Israel endlich Grenzen. Das ist nicht trivial, schon gar nicht für ein Volk, das die meiste Zeit seines Bestehens verstreut unter anderen Völkern gelebt hat, und die meisten Katastrophen in seiner Geschichte eben aufgrund dieses Umstands erleben musste. Stellen Sie sich vor: Auch nach 62 Jahren hat Israel noch immer keine festen Grenzen. Seine Grenzen verschieben sich etwa alle zehn Jahre, weiten sich aus oder werden zurückgedrängt, mal unserer wegen, mal wegen unserer Nachbarn. Wer keine klaren Grenzen hat, gleicht einem, in dessen Haus die Wände sich fortwährend bewegen; einem, der keinen festen Boden unter den Füßen spürt. Einem, der kein wirkliches Zuhause hat.

Trotz seiner großen militärischen Stärke ist es Israel noch immer nicht gelungen, seinen Bürgern jenes natürliche, entspannte Gefühl zu geben, das ein Mensch hat, der sicher in seinem Land wohnt. Es ist – und das ist tragisch – Israel nicht gelungen, den jüdischen Menschen von seiner bitteren Grunderfahrung zu heilen: dem Gefühl, auf der Welt heimatlos zu sein. Israel wurde errichtet, damit der jüdische Mensch und das jüdische Volk eine Heimstätte bekommen sollten. Dies war die große Vision, die zur Schaffung des Staates Israel führte. Doch so lange es keinen Frieden und keine anerkannten festen Grenzen und kein wirkliches Gefühl der Sicherheit gibt, werden wir Israelis hier nicht das Zuhause haben, das uns gebührt und das wir brauchen, so lange werden wir uns in der Welt nicht beheimatet fühlen. (...)

Ich sprach zu Anfang meiner Rede von meinem Ausgangspunkt beim Schreiben des Buches „Eine Frau flieht vor einer Nachricht“. Vielleicht wissen Sie, es erzählt von einem israelischen Soldaten, der in den Krieg zieht, und dessen Mutter, gepackt von der Angst um sein Schicksal, von Zuhause flieht, damit die schreckliche Nachricht, falls sie denn kommt, sie nicht erreichen kann.

Drei Jahre und drei Monate nachdem ich mit dem Schreiben begonnen hatte, brach der zweite Libanonkrieg aus. Er begann mit einem überraschenden Angriff der Hisbollah auf eine israelische Militärpatrouille auf israelischem Gebiet. Am Abend des 12. August 2006, wenige Stunden vor dem Ende des Krieges, starb mein Sohn Uri zusammen mit den drei Männern seiner Panzerbesatzung durch eine Rakete der Hisbollah. (...)

Gerne würde ich Ihnen von Uri erzählen, aber das kann ich nicht. Nur so viel: Stellen Sie sich einen jungen Mann am Anfang seines Lebensweges vor, mit all seinen Hoffnungen, seinem Feuer, seiner Lebensfreude, mit der Arglosigkeit, dem Humor,

den Wünschen eines jungen Mannes. So war er. Und so waren Tausende und Aber-tausende anderer Israelis, Palästinenser, Libanesen, Syrer, Jordanier und Ägypter, die ihr Leben in diesem Konflikt verloren haben und weiterhin verlieren.

Einen Tag nach dem Ende der Trauerwoche kehrte ich an den Schreibtisch zurück und schrieb mein Buch weiter. Wenn einem Menschen ein Unglück widerfährt, hat er das Gefühl, im Exil zu sein. Er wurde vertrieben von allem, worauf er früher vertraute und baute, von allem, was er glaubte, von der gesamten Geschichte seines Lebens. Plötzlich ist für ihn nichts mehr selbstverständlich. Für mich war die Rückkehr zum Schreiben nach dem Unglück eine instinktive Reaktion. Ich hatte das Gefühl, das Schreiben könnte der Weg sein, auf dem ich – in gewissem Sinne – aus dem Exil zurückkehren würde. (...)

Wieder entdeckte ich, dass das Schreiben für mich der beste Weg ist, gegen Willkür zu kämpfen – gegen jedwede Willkür – und gegen das Gefühl, ihr hilflos, als Opfer ausgeliefert zu sein. Ich habe gelernt: Es gibt Situationen, in denen die einzige Freiheit, die einem bleibt, die des Beschreibens ist. Die Freiheit, mit eigenen Worten das Schicksal zu beschreiben, das über einen verhängt ist. Manchmal kann dies auch der Weg sein, aus seinem Opferdasein herauszukommen.

Das trifft auf den einzelnen Menschen zu, aber auch auf Gesellschaften und Völker. Ich wünsche mir, dass mein Land – Israel – die Kraft finden wird, seine Geschichte noch einmal neu zu schreiben. Dass es lernen wird, seiner Geschichte und seiner Tragödie auf eine neue Art und Weise zu begegnen und sich aus ihr heraus noch einmal neu zu erschaffen. Dass wir die erforderlichen Seelenkräfte finden, um die wirklichen Gefahren, die auf uns lauern, von dem gewaltigen Nachhall der Unglücke und Tragödien, die uns in der Vergangenheit heimsuchten, zu unterscheiden. Auf dass wir nicht mehr Opfer werden, nicht unserer Feinde und nicht unserer eigenen Ängste.

Wer keine klaren Grenzen hat, gleicht einem, in dessen Haus die Wände sich fortwährend bewegen; einem, der keinen festen Boden unter den Füßen spürt. Einem, der kein wirkliches Zuhause hat.

Das Lächeln des Lammes. Roman. Hanser, München 1988

Der gelbe Wind. Die israelisch-palästinensische Tragödie. Kindler, München 1988

„Momik, das bin auch ich.“ Hanser (Bogen 33), München 1990

Ein spätes Duell. Carlsen, Hamburg 1990

Joram wünscht sich was. 2 Geschichten. Carlsen, Hamburg 1990

Joram schreibt einen Brief. 2 Geschichten. Carlsen, Hamburg 1991

Stichwort: Liebe. Roman. Hanser, München 1991

Der geteilte Israeli. Über den Zwang, den Nachbarn nicht zu verstehen. Hanser, München 1992

Der Kindheitserfinder. Roman. Hanser, München 1994

Zickzackkind. Roman. Hanser, München 1996

Joram und der Zauberhut. Gutenachtgeschichten. Hanser, München 1998

Sei du mir das Messer. Roman. Hanser, München 1999

Eine offene Rechnung. Hanser, München 2000

Wohin du mich führst. Roman. Hanser, München 2001

Diesen Krieg kann keiner gewinnen. Chronik eines angekündigten Friedens. Hanser, München 2003

Das Gedächtnis der Haut. Roman. Hanser, München 2004

Löwenhonig. Der Mythos von Samson. Berlin Verlag, Berlin 2006

Die Kraft zur Korrektur. Über Politik und Literatur. Hanser, München 2008, ISBN 978-3-446-20998-5

Eine Frau flieht vor einer Nachricht. Roman. Hanser, München 2009, ISBN 978-3-446-23397-3

Auszeichnungen:

1991 Nelly-Sachs-Preis

1999 Mount Zion Award

2001 Buxtehuder Bulle für „Wohin du mich führst“

2002 Jugendbuchpreis der Jury der jungen Leser für „Wohin du mich führst“

2002 Manès-Sperber-Preis

2004 Wingate Literary Prize

2007 EMET Prize

2008 Geschwister-Scholl-Preis für „Die Kraft zur Korrektur“

2009 Literaturpreis Albatros der Günter-Grass-Stiftung Bremen für seinen Roman „Eine Frau flieht vor einer Nachricht“ und die Übersetzung des Buchs aus dem Hebräischen ins Deutsche von Anne Birkenhauer

2010 Friedenspreis des Deutschen Buchhandels für sein Eintreten für den israelisch-palästinensischen Dialog.

DAMIT LIEGEN SIE GARANTIERT GÜNSTIG!

KONTO FÜR PREISBEWUSSTE

Nutzen Sie den klaren Preisvorteil. Um nur € 8,50 pro Quartal stehen Ihnen alle Basisleistungen für Ihre alltäglichen Geldgeschäfte zur Verfügung: Maestro-Karte, e-Banking (jetzt auch mit elektronischem Kontauszug), 30 automatische Buchungen pro Quartal.

Die neue Bank. Die neue BAWAG.

www.bawag.com

BAWAG

PHOTOSERVICE

NUR € 8,50 PRO QUARTAL!

EXTEGRATION IN NAHOST

„Faschismus, Rassismus!“ wetteten arabische Oppositionspolitiker in Israel gegen einen Gesetzentwurf, der den Treueeid für neue Staatsbürger ändern soll. Künftig soll jeder Einwanderer dem Staat Israel als „jüdischem und demokratischen Staat“ die Treue schwören, bevor er den blauen Pass erhält. Zwei Gruppen stoßen sich an dieser Klausel: ultra-orthodoxe Juden und Araber. Erstere halten die Idee eines demokratischen Staates für gotteslästerlich. Sie wollen einen Staat, in dem nicht die Wähler, sondern die Rabbiner den Ton angeben. Muslimische Araber, heute 20% der israelischen Bevölkerung, können sich hingegen nicht mit der Idee anfreunden, Minderheit in einem jüdischen Staat zu sein. Beide Gruppen akzeptieren Israel in seiner existierenden, mehrheitlich jüdischen und demokratischen Form also nicht. Den Befürwortern des Gesetzes bestätigt der Aufschrei, dass eine Barriere notwendig ist, um den Staatscharakter zu erhalten.

Es ist nicht schwer, in Israel Beispiele für Araberfeindlichkeit zu finden. Laut Umfragen will die Hälfte der jüdischen Schüler arabischen Israelis nicht dieselben Rechte zustehen. Vor kurzem erklärte ein wichtiger Rabbiner es für glaubenswidrig, Nicht-Juden Land zu verkaufen. Selbst für ein Land, in dem Juden und Araber es meist vorziehen, in Paralleluniversen nebeneinander statt miteinander zu leben, war dieser Aufruf ungewöhnlich, und heftig umstritten.

Arabische Knessetabgeordnete sehen im neuen Gesetzesentwurf, der auf Einwanderer und nicht auf arabische Staatsbürger angewandt werden soll, aber nicht nur deshalb ein bedrohliches Menetekel. Sie kennen die Gesetzgebung in Israels Nachbarstaaten, und fürchten Nachahmer in Israel, denn in arabischen Staaten wurden Juden mit einem „Erfolg“ ausgegrenzt, der Antisemiten in Europa vor Neid erblassen lassen würde. Erst im September bestätigte die Palästinensische Autonomiebehörde (PA), die von arabischen Knessetabgeordneten beraten wird, die Todesstrafe für Palästinenser, die Land an Juden oder Israelis verkaufen. Das Gesetz der PA lehnt an ein jordanisches Gesetz an. Jordanien war von Anfang an „judenrein“ – Artikel 3(3) des jordanischen Zivilgesetzes 6

von 1954 erklärte, dass Juden nicht Staatsbürger werden können. Da hätte ihnen auch kein Treueeid geholfen. Das 1973 erneuerte „Landgesetz“ erklärte den Verkauf von Land an Juden oder Israelis zu einem „Vergehen gegen die Staatssicherheit“, die mit dem Tod und Enteignung bestraft wird. Ägypten, das ebenso wie Jordanien einen Friedensvertrag mit Israel unterschrieben hat, bekräftigte im Juni ein Gesetz, das etwa 30.000 Ägyptern die Staatsbürgerschaft entziehen könnte, wenn sie eine Israelin geheiratet haben. Das Kabinett soll in Einzelfällen entscheiden, ob Milde angebracht ist, falls die Braut nicht jüdisch sondern „nur“ Muslima ist.

Syrien ist einer der wenigen Staaten, in denen Juden Anfang der neunziger Jahre mehr Rechte erhielten und endlich Immobilien kaufen durften. Doch die Lockerung war nur Schein: Syrien, wie fast allen arabischen Staaten, ist es mittels Repressalien und Pogromen gelungen, fast „judenrein“ zu werden. Die syrische Exilgemeinde zählt

TEL AVIV AUF PLATZ DREI DER RANGLISTE

Der international verbreitete Reiseführer Lonely Planet hat Tel Aviv auf den dritten Platz seiner Rangliste „Top Cities for 2011“ gewählt. Die Attraktivität Tel Avivs wird von Lonely Planet wie folgt begründet: „Tel Aviv ist die absolute Kehrseite von Jerusalem, eine moderne Stadt der Sünde am Meer statt einer antiken heiligen Stadt auf einem Hügel. Der Hedonismus ist die Religion, die ihre Einwohner eint. Es gibt mehr Bars als Synagogen. Gott ist ein DJ, und jedermanns Körper ist ein Tempel. Sobald man unter der Oberfläche schürft, entpuppt sich Tel Aviv, oder TLV, als wirklich vielfäl-

tige Mittelmeermetropole des 21. Jahrhunderts. Bei weitem die internationalste Stadt Israels, beherbergt Tel Aviv auch eine große Schwulengemeinde, eine Art San Francisco im Nahen Osten. Dank seiner Universität und seiner Museen ist es auch das Treibhaus von Israel wachsenden Kunst-, Film- und Musikszenen.“ Die weiteren neun Spitzenplätze verteilen sich auf die folgenden Städte: 1. New York, 2. Tanger (Marokko), 4. Wellington (Neuseeland), 5. Valencia, 6. Iquitos (Peru), 7. Ghent (Belgien), 8. Dehli, 9. Newcastle (Australien), 10. Chiang Mai (Thailand).

heute etwa 175.000 Juden, in Damaskus verbleiben weniger als 100. Im Libanon lebten in den zwanziger Jahren mehr als 20.000 Juden. Die jüdische Präsenz im Land der Zedern, die in biblischen Zeiten begann, ging der Islamisierung Libanons um Jahrhunderte voraus. Heute leben hier weniger als 200 Juden. Dasselbe gilt für Ägypten oder den Irak: Hier lebten bis zu großen Pogromen in den 40er Jahren hunderttausende Juden, heute nur noch eine Handvoll. Saudi Arabien ist das extremste Beispiel für Judenhass in der arabischen Welt. Er geht hier noch auf die Lebzeiten des Religionsstifters Muhammads zurück, der die reichen jüdischen Stämme auf der Halbinsel ausrottete. Seither gab es hier keine jüdische Präsenz, die Einreise von Juden wird erschwert, wenn nicht verhindert. Jüdische Gebete sind in Saudi Arabien gesetzlich verboten, genau wie Palästinenser Juden das Beten auf dem 144.000 m² großen Tempelberg verbieten.

Doch wer diese Zustände mit Rassismus im klassischen, europäischen Sinne erklären will, missversteht die Region. Im Nahen Osten gibt es, anders als in Europa, keine

Im Nahen Osten gibt es, anders als in Europa, keine klare Trennung zwischen Religion, Volkszugehörigkeit und Nationalität.

klare Trennung zwischen Religion, Volkszugehörigkeit und Nationalität. Die Begriffe sind hier noch unklarer als in Deutschland, wo Multi-Kulti für tot erklärt wurde. Sie greifen ineinander, und schließen sich aus. Juden werden kaum

von Israelis unterschieden, nicht als Religion wahrgenommen, denn als Volk. Dasselbe gilt für jüdische Israelis, denen es nach 130 Jahren Konflikt kaum noch gelingt, zwischen einem Araber und einem Hamasaktivisten zu unterscheiden. Die Abgrenzung voneinander, eine wahre Extegration, rührt weniger von Fremdenhass als von Angst – nach elf Nahostkriegen und unzähligen Terrorangriffen und Vergeltungsmaßnahmen vielleicht nachvollziehbar.

Der Wille, sich vom Feind abzuschotten, rührt von einem Überlebensinstinkt, nicht von Faschismus oder Rassismus her. Trotzdem birgt er eine tiefe Gefahr. Vor einem Jahrhundert lag keine der Grenzen in Nahost fest, weder staatliche noch ethnische: Ägyptische Juden waren Nationalisten und kämpften mit Muslimen gegen die britische Besatzung, jüdische Händler sprachen Arabisch, arabische Kollegen Jiddisch oder Hebräisch. Die gegenseitige Vertrautheit verhinderte die Prägung simpler Stereotype. Die Brücken von einst sind hasserfüllten Gräben gewichen, Feindbilder setzen sich fest und verzerren das Gegenüber. Frieden rückt damit immer weiter in die Ferne.

Gil Yaron

UMWELTSCHÜTZER SETZEN SICH DURCH

Der Bürgermeister der Stadt Haifa, Yona Yahav, und diverse Umweltschutzorganisationen haben einen Sieg über die israelische Bahn davongetragen. Das Küstenschutzkomitee der Nationalen Planungs- und Baukommission verbot nun Israel Railways, entlang einem nahe der Meeresküste gelegenen Streckenabschnitt Überlandleitungen zu verlegen. Als Grund nannte die Kommission den zu erwartenden ästhetischen Schaden für den Küstenblick. Bürgermeister Yahav zeigte sich erfreut über die Entscheidung und teilte mit: „Dies ist ein historischer Wendepunkt, der in Haifa zu einer Art von Entwicklung führen wird, wie sie keine israelische Stadt bislang erlebt hat.“ Israel Railways ließ verlauten, dass die Entscheidung das Bahnelektrifizierungsprogramm im ganzen Land verzögern könnte und die Elektrifizierung der Akko-Carmiel-Linie gefährde, die 2015 in Betrieb genommen werden soll.

OMAR SULEIMAN IN ISRAEL

Israels Präsident Shimon Peres hat in Jerusalem den Leiter des ägyptischen Geheimdienstes, Omar Suleiman, getroffen. Bei ihrem Gespräch berieten die beiden über mögliche Wege, die Friedensverhandlungen zwischen Israel und den Palästinensern wieder in Gang zu bringen, und weitere die Region betreffende sicherheitspolitische Fragen. Peres würdigte Ägyptens Rolle im Friedensprozess und betonte: „Suleiman ist nach Israel gekommen, um dabei zu helfen, die Schwierigkeiten zu überwinden, die es bei den Verhandlungen gibt, und wird als Freund und jemand, der in den Prozess involviert ist, empfungen.“

NETANYAHU: FRIEDEN MÖGLICH

Israels Ministerpräsident Benjamin Netanyahu hat sich in einem Interview mit dem US-Fernsehsender CNBC zu aktuellen politischen und wirtschaftlichen Fragen geäußert. Dabei gab er sich zuversichtlich, dass ein Friedensabkommen mit den Palästinensern innerhalb eines Jahres erreicht werden könnte. „Ich habe gesagt, wir sollten das kommende Jahr nehmen und versuchen, dieses historische Friedensabkommen zu gestalten, und die Leute haben gesagt, – wie kannst du es in einem Jahr schaffen? Und ich habe gesagt, man kann es in einem Jahr schaffen – wenn es da draußen eine Übereinkunft gibt, wird es in einem Jahr gelingen. Und wenn es da draußen keine Übereinkunft gibt, wird auch mehr Zeit nichts daran ändern. Darüber möchte ich mit Hillary Clinton sprechen, und dies ist, was ich glaube, was die Obama-Administration erreichen will.“

WIR HABEN IMMER ZEIT FÜR SIE!

auto-bieber
1040 Wien



Graf Starhemberg-G.33
01/505 34 82



Schelleingasse 10
01/505 06 07

www.auto-bieber.com
QUALITÄT ZÄHLT!

Mercure

**Hotel Mercure
Wien Zentrum**

- einfach phänomenal
zentral!

Fleischmarkt 1a
1010 Wien
Tel.: 01 534 60 0

www.accorhotels.com/mercure_wien_zentrum.htm



Europäischer Marktführer und weltweites
Unternehmen im Hotel- und Dienstleistungssektor

ILLUSTRIERTE
NEUE WELT



Ländliche Idylle

DER ISRAELISCHE KIBBUZ FEIERT HUNDERT JAHRE

DOCH DIE BEWEGUNG, DIE EINST IDEOLOGISCHE SPEERSPITZE UND SINNBILD DES DYNAMISCHEN, JUNGEN UND ZIONISTISCHEN ISRAEL WAR, IST ZU EINER ALTERNDEN RANDERSCHENUNG GEWORDEN, DIE UM IHRE IDENTITÄT UND ZUKUNFT RINGT.

Idan Ben Schalom's Dienstfahrzeug ist ein rostiges, klapperndes Fahrrad. Seine staubigen Schuhe und das zerknitterte Hemd, das er auch bei 40 Grad im Schatten trägt, lassen nicht erahnen, dass der wortkarge Israeli theoretisch über Güter im Wert von zig Millionen Euro verfügt. Ben Schalom ist Pressesprecher und Verwalter im Kibbutz Deganiah B. Dieser Tage feiert nebenan Deganiah A, der erste Kibbutz der Welt, den hundertsten Jahrestag seiner Gründung, für



In der Pralinenfabrik

Ben Schalom ein Grund zum Feiern. Aber das Jubiläum ist auch Anlass, selbstkritisch mit einer Bewegung Bilanz zu ziehen, die einst die Elite der Staatsführung stellte und heute eine Randerscheinung in Dauerkrise ist: „Die Idee des Kibbutz ist nicht tot“, sagt Ben Schalom. „Sie hat sich verändert.“

Im Jahr 1910 gründeten zwölf junge Zionisten auf einem sumpfigen Acker den ersten Kibbutz. Die Kibbutzbewegung war die ideologische Speerspitze des Zionis-

mus. Sie wollte einen „neuen Juden“ schaffen. Nach 2000 Jahren Exil sollten Juden zur Scholle ihrer biblischen Heimat zurückkehren. Antireligiös und marxistisch, interpretierten die Kibbutzim ihr Judentum als Volkszugehörigkeit und predigten eine Religion der Arbeit. In den Kommunen gehörte dem Einzelnen nicht einmal die eigene Unterhose. „Der Gemeinschaft alles, dem Individuum nichts“, so das Motto. Jeder sollte „nach seinen Fähigkeiten geben und nach seinen Bedürfnissen bekommen.“ Kinder wurden fernab der Eltern im gemeinsamen Kinderhaus erzogen. Frauen waren

gleichberechtigt, Jahrzehnte bevor sie in Europa wählen durften. Entscheidungen wurden in der Versammlung diskutiert und per Abstimmung gefällt. Der Einfluss der Kibbutzim war enorm. Auf dem nahen Friedhof Kin-

nereth zwischen Deganiah und dem See Genezareth liegt ein Großteil der geistigen Elite Israels begraben. In den siebziger Jahren war ein Viertel der israelischen Regierung Mitglied eines Kibbutz, viele Premiers und Minister hatten zumindest für kurze Zeit in einem Kibbutz gelebt. Kibbutzniks leiteten die Armee und gründeten die Friedensbewegung. Führungspersonlichkeiten wie Verteidigungsminister Ehud Barak oder sein legendärer Vorgänger Mosche

Dayan, Schriftsteller wie Amos Oz oder Arthur Koestler lebten zumindest zeitweise im Kibbutz.

Doch in den achtziger Jahren, nach der Wahlniederlage der Arbeiterpartei, kürzte der Staat die Zuwendungen, die Ideologie verblasste, junge Mitglieder drängten in die weite Welt. „Nur drei Kameraden meiner Klasse blieben in Deganiah“, sagt Ben Schalom. Die Bewegung stürzte in eine tiefe Krise. „Früher hatten wir 420 Mitglieder, heute sind es nur noch 195, mit einem Durchschnittsalter von 63 Jahren. Seit dreißig Jahren wurde hier kein neues Haus gebaut“, sagt Ben Schalom, der mit seinen vier Kindern auf 80 Quadratmeter wohnt.

Die Krise erzwang Wandel. Die Mehrheit der Kibbutzim führte harte Reformen durch. Mitglieder bezahlen heute selbst für Strom, Wasser und Lebensmittel und erhalten Gehalt im Verhältnis zu ihrer Arbeit. Viele Kibbutzim begrenzen Einkommensunterschiede jedoch auf 25%. Den ersten Kuhstall von Deganiah B, in dem vor 80 Jahren egalitäre Milch produziert wurde, behaust jetzt eine Pralinenfabrik. Die verbleibenden Kuhställe und die Dattel- und Bananenplantagen, auf denen einst „hebräische Arbeit“ gepredigt wurde, beschäftigen dreizehn thailändische Gastarbeiter. Längst schlafen die Kinder bei ihren Eltern. Viele Kibbutzim kehrten der Landarbeit den Rücken und errichteten Fabriken und Hotels. Deganiah Silicone stellt medizinische Artikel her und beschäftigt 300 Angestellte, nur wenige davon Kibbutzniks.

Doch es wäre verfrüht, den Kibbutz für tot zu erklären. Laut Angaben der Kibbutzbewegung kamen in den vergangenen zwei Jahren 2500 neue Mitglieder hinzu. Junge Israelis zieht der hohe Lebensstandard in die entlegenen grünen Dörfer, in

denen keine Autos fahren und Kinder und Hunde unbekümmert bis spät in die Nacht draußen spielen. Auf den Grundstücken der Kibbutzim sprießen Villen in die Höhe. Yuppies wollen ihre Kinder in die ausgezeichneten Kibbutzschulen und am Nachmittag auf die Kibbutz-eigenen Sportplätze und Schwimmbäder schicken. In wohlhabenden Kibbutzim wie Deganiah ist es fast unmöglich, Mitglied zu werden, nicht aus ideologischen Gründen. „Den Mitgliedern gehört der Gesamtbesitz. Jeder, der hier aufgenommen würde, würde auf dem Papier sofort zum Multimillionär“, sagt Ben Schalom. „Das müssen wir uns erst einmal gut überlegen.“ Mit den sozialistischen Idealen der zwölf Pioniere hat das freilich nur noch wenig zu tun. **Gil Yaron**

Der Kibbutz (Hebräisch für Versammlung, Mehrzahl Kibbutzim) war ursprünglich eine nach marxistischen Idealen organisierte Kommune. Die meisten der insgesamt 273 Kibbutzim sind nahe der Grenzen angesiedelt. Obschon sie selbst zu ihren Glanzzeiten nur knapp 7,5% der Bevölkerung stellten, galten sie lang als gesellschaftliche Elite. Kibbutzim wie Deganiah im Norden oder Yad Mordechai im Süden leben von Heldenmythos, nachdem ihre Mitglieder im Unabhängigkeitskrieg 1948 fast allein die Angriffe der syrischen und ägyptischen Armeen aufhielten und so den Staat retteten. Heute leben nur rund 3,5% der Israelis in Kibbutzim, von denen viele hoch verschuldet sind. Manche Kibbutzim sind dank ihrer günstigen Lage, großer Ländereien und schlaun Investitionen sehr reich geworden.

iv INDUSTRIELLEN VEREINIGUNG

ALLES GUTE ZU CHANUKKA

wünschen Ihnen im Namen der Industriellenvereinigung

[Handwritten signature]

DR. VEIT SORGER
Präsident

[Handwritten signature]

MAG. MARKUS BEYRER
Generalsekretär

Med. Univ. DR. ALEXANDER ZOLOTAR

(Facharzt für Gynäkologie und Geburtshilfe)

DR. MEIRA ZOLOTAR

(Facharzt für Chirurgie)

TATJANA ZOLOTAR

(Law LLB)

sowie **ELIAS und IDA ZOLOTAR**

wünschen allen Bekannten und Freunden ein frohes Fest



KNOW HOPE

Erkenne die Hoffnung: Know Hope, ein akkustisches Wortspiel mit: no hope hat sich der aus Kalifornien stammende israelische Straßenkünstler als Pseudonym zugelegt, um in urbaner Umgebung verlassenen Orten, abgelebten Räumen und verfallenen Mauern seinen visuellen Stempel aufzusetzen. Anders als in den späten achtziger Jahren besteht Straßenkunst heute nicht mehr nur aus Graffiti und wird auch vom Establishment nicht mehr nur als Schmiererei angesehen.

In Wien konnte man heuer im September während des BLK River Festivals am Donauufer den Künstler bei der Arbeit beobachten.

Die Werke von „Know Hope“ sprengen die visuellen Konventionen des Stadtbildes. Im Kontrast zum Gewohnten und Überkommenen schockiert die Präsenz seiner Charakterfigur, deren Dimension und Farbe heftige Reaktionen hervorruft. Straßenkunst verlangt vom Betrachter die Auseinandersetzung, einen zweiten und dritten Blick. Hinter dieser Hürde entdeckt sich die Poesie von Know Hope, die er uns wie ein Logo zu jedem Werk mitteilt. Die Figur, die er ins Überdimensionale vergrößert am Donauufer entlang kriechen lässt, ist eine gebückte, bedrohte und verletzte Gestalt, die die meisten von uns aus der eigenen Geschichte kennen. Sein blutendes Herz ist verrückt und deplaziert, doch die beflügelten Seelen der ihn umwehenden Vögel wie auch seine kreativen Hände zeugen vom Wissen um die Hoffnung.

Wir treffen diese namenlose Figur auch in Tel Aviv, New York und Toronto. Sie zeigt sich uns in verschiedenen Momentaufnahmen großer Hoffnungslosigkeit, spiegelt eine empfindsame Reaktion auf die Umgebung und reflektiert die Begegnung mit dem Ort. Die Installationen und Bilder, die jeweils entstehen, bleiben verwaist am Ort zurück, während der Künstler weitergeht, seinem normalen Leben nachgeht. Er trifft also quasi zufällig sein Atelier im Dickicht der Stadt, verankert in ihm visuell einen weiteren Geisteszustand, der sich durch sein Weggehen Minuten später verflüchtigt. Diesen Augenblick des Empfindens zwischen den Welten ist es, den die Kunst der Straße einfangen kann. Diese Kunst ist flüchtig, hinterlässt im intensiven Krach der Metropolen ein vages Echo. „Every now is then“ – wie der Titel einer früheren Arbeit von Know Hope verrät.

Das Publikum für diese Kunst bildet eine relativ geschlossene Gruppe, die sich ihren Weg zu den Werken ihrer Lieblingskünstler irgendwie erkämpfen muss. Die zum Atelier gewordene Stadt ist großflächig und unüberschaubar. Die Öffentlichkeit wird zum Hindernis, hinter dem das Kunstwerk versteckt bleibt. Die urbane Kunst will eine Erlebnisebene abdecken, die vom Betrachter verlangt, sich einzubringen, sich zu engagieren. Dies ist zumeist der Preis für sein Eintreten. Gefunden wird der Zutritt nur von Suchenden, die in Hinterhöfen und an sozialen Bruchstellen moderner Stadtlandschaften nach visuellen Zeichen spähen, die dort in der Illegalität entstanden sind.

Vor kurzem gab es eine Dokumentation solch geheimen Kunstschaffens in New York unter dem Titel „Underbelly Project“. Der Ausstellungsort, an dem 103 Künstler aus aller Welt während 18 Monaten ihre Werke direkt auf die großen Galleriemauern installierten, ist nach wie vor unbekannt. Es war die größte Show ihrer Art, doch zur Eröffnung konnten nur Einzelne kommen und wäre nicht ein Reporter der New York Times zur Dokumentation eingeladen worden, hätten wir vielleicht nie davon erfahren. Die Kunstwerke verstecken sich an geheimen Ort und der Zugang zu ihnen wäre illegal. Noch am Tag der Eröffnung wurde sie wieder geschlossen und mit ihr die Kunstwerke im Limbo versiegelt. Nur U-Bahn-Arbeiter

könnten eines Tages zufällig auf sie stoßen, denn sie liegt unterirdisch im Netz der NY-Transportation Authority an einem verödeten Streckenstück. Die einzige Möglichkeit sie zu sehen bieten Aufnahmen im Internet.

Diese Kunst wird, wie einst, von einem geschlossenen Kreis der Insider goutiert. Sie erst heben die Werke auf eine andere Dialogebene, in der Zuschauer und Künstler gleicher Gesinnung sind. Zufallsbesucher und Establishment sind ausgegrenzt. Später, als weiterer Schaffensschritt, geben die Künstler diese Exklusivität auf und setzen Kopien ihrer Werke ins Netz. Über allgemeine Suchbegriffe wie „Graffiti“ und „street art“ findet man den Einstieg, um mit dem Terrain dieser Kunstrichtung vertraut zu werden – wie erwartet finden sich vorwiegend internationale Seiten, die vage die Auftritte der einschlägigen Künstler ankündigen. Der Ort des Schaffens selbst wird meist erst gezählte Stunden im Vorhinein preisgegeben, gerade, wie man es vom Leben in der Unterwelt erwartet.

Zur Zeit wird Know Hope in einer Gruppenausstellung gezeigt, die sich auf seine Studioarbeiten konzentriert. Sie trägt den Titel: „Small Acts of Resistance“, kleine Handlungen des Widerstands, und wird bis zum 30. November in London gezeigt. Der tschechische Schriftsteller und Dissident Vaclav Havel erklärt diesen Arbeitstitel so: „Heute leben Millionen Menschen in der Welt unter Bedingungen, in denen es scheitern könnte, als werde sich nichts je ändern. Sie sollten sich daran erinnern, dass Ende der achtziger Jahre die Aufstände in ganz Osteuropa Folge einer Reihe von Handlungen ganz normaler Leute waren, deren Summe die Veränderung unausweichlich werden ließ. In meinem Leben habe ich wiederholt beobachtet, dass gerade die kleinen Handlungen des Widerstands es waren, die einen unvergleichlich größeren Einfluss/Impakt hatten, als es im Augenblick der Tat irgendjemand vorausgesehen hätte. Es geht bei den kleinen Handlungen des Widerstands nicht nur um Momente in der Gegenwart oder der Vergangenheit. Ich glaube, es geht in ihnen auch um die Zukunft.“

Die Figur, die Know Hope zum Charakter entwickelt hat, können wir auf Know Hope's Internetseite unter: <http://www.thislimbo.com> näher kennen lernen. **Barbara Kempinski**

Il Postino – (Der Briefträger) – ist eine Co-Produktion der Los Angeles Opera, wo sie am 23. September 2010 zur Welt-Uraufführung gelangte, dem Theater an der Wien, wo am 9. Dezember die europäische Erstaufführung stattfindet und dem Théâtre du Châtelet in Paris, wo sie nach Wien gezeigt wird. Das Libretto für diese Oper hat Daniel Catán selbst verfasst; es basiert auf Antonio Skármetas Roman „Ardiente Paciencia“ (Mit brennender Geduld) und dem italienischen Film „Il Postino“ von Michael Radford, sowie auf Gedichten von Pablo Neruda.

Dabei geht es um die ungewöhnliche Freundschaft zwischen dem exilierten chilenischen Schriftsteller Pablo Neruda und Mario Ruoppolo, dem Briefträger des italienischen Inseldorfes. Es ist die Geschichte von Mario, der kein Fischer werden wollte und als Briefträger dem verehrten Dichter Pablo Neruda die Post bringt. Fasziniert von dessen Dichtkunst beginnt er sich für Poesie und Politik zu interessieren. Und als er um die schöne Beatrice wirbt, kann er sie mit Hilfe

niels, der in den USA zu den gefragtesten Regisseuren zählt. Es spielen die Wiener Symphoniker, es singt der Arnold Schoenberg Chor.

Obwohl es sich um eine zeitgenössische Oper handelt und obwohl Catán bei Milton Babbitts studiert hat, ist seine Musik neo romantisch, sehr lyrisch und melodios. Sie geht leicht zu Herzen und erinnert an Puccini und Debussy.

Daniel Catán ist 1949 in Mexico City geboren und lebt derzeit in Los Angeles, Kalifornien. Er ist sephardischer Jude mit russischen Vorfahren, wuchs in Mexiko auf und begann schon sehr früh mit dem Klavierspielen. Sein Vater, der Sänger war, wollte, dass seine beiden Söhne ihn begleiten. Mit 14 Jahren kam Catán nach England, wo er nach dem College in Sussex und Southampton Philosophie und Musik studierte. Danach ging er in die USA und erwarb an der Princeton University sein Ph.D. 1977 kehrte er nach Mexico City zurück.

Um seine zweite Oper „Rappacini's

„IL POSTINO“ IM THEATER AN DER WIEN



Israel Lozano



Daniel Catán

seines Dichter-Freundes und dessen Versen für sich gewinnen.

Durch das Zusammensein der beiden ungleichen Charaktere macht nicht nur Mario eine tiefgehende Entwicklung durch, sondern auch Neruda kann erkennen, welche Kraft seinen Worten innewohnt.

Die Oper stellt eine Hommage an Pablo Neruda, dem Dichter des Volkes und der Liebe, dar und auch an die Macht und Kraft der Poesie. Ein weiteres wichtiges Thema für Daniel Catán ist das Exil, von dem einige an der Oper Beteiligten betroffen waren. Allen voran Pablo Neruda, gefolgt von Antonio Skármeta, der in Berlin Aufnahme fand, und der Sängerin der Mathilde Neruda, Cristina Gallardo-Domás. Auch Plácido Domingo lebte mit seinen Eltern während des Franco Regimes in Mexiko. 1962 ging er mit seiner Familie für drei Jahre nach Israel, wo er an der Israel National Opera Tel Aviv 280 Aufführungen in 12 verschiedenen Opern sang und 1965 nach Amerika zurückkehrte.

Für Daniel Catán ist nicht nur die musikalische Reise, sondern auch die transformative Reise seiner Charaktere enorm wichtig, wie die, die Mario in seiner Entwicklung vom sprachlosen, einfachen Menschen zum Inselpoeten erlebt. Von grundlegender Bedeutung ist dem Komponisten auch die Authentizität der latinamerikanischen Kultur und des freien, offenen settings – im Gegensatz zur europäischen Opernkultur.

Die Rollen der beiden Tenöre singen Plácido Domingo als Pablo Neruda und Israel Lozano als Mario Ruoppolo. Israel Lozano war Preisträger des von Plácido Domingo ins Leben gerufenen „Operalia“-Gesangswettbewerbes. Die musikalische Leitung hat Jesus López-Cobos inne, die Inszenierung Ron Da-

ughter“ fertig zu stellen, ging er nach Japan, wo er traditionelle japanische Musik und Drama studierte. „Rappacini's Daughter“ (mit Texten von Octavio Paz) wurde 1994 an der San Diego Opera uraufgeführt. „Florencia en el Amazonas“, seine populärste Oper, zu der ihn der Roman „Die Liebe in den Zeiten der Cholera“ von Gabriel Garcia Márquez, von dem es ebenfalls eine Verfilmung gibt, inspirierte, kam an der Houston Grand Opera zur Uraufführung. Ebendort seine Oper „Salsipuedes“, eine Geschichte über Liebe, Krieg und Sardellen. „Florencia en el Amazonas“ ist die erste Oper in spanischer Sprache, die in den USA in Auftrag gegeben wurde.

Außer Opern schrieb Catán noch symphonische Musik, sowie Musik für Film („I'm Losing You“) und TV. 1998 wurde er mit dem Plácido Domingo Award für seinen Beitrag für die Oper ausgezeichnet und 2000 erhielt er den Guggenheim Fellowship Award. Der Musikprofessor Catán unterrichtet außerdem Musik und schreibt und publiziert über Musik und Kunst.

Premiere von „Il Postino“ (The postman) von Daniel Catán – 9. Dezember im Theater an der Wien. Weitere Aufführungen folgen am 11., 14., 18. und 21. Dezember 2010. Jeweils um 19.00 Uhr. Oper in drei Akten in spanischer Sprache mit Übertiteln. Einführungsmatinee: Sonntag, 28. November 2010, um 11.00 Uhr.

Zur Einstimmung empfiehlt es sich das kleine Meisterwerk, Antonio Skármetas Novelle „Mit brennender Geduld“ (Zitat von Arthur Rimbaud) zu lesen, mit dem er dem großen chilenischen Dichter und Nobelpreisträger Pablo Neruda und seinem Briefträger ein Denkmal setzt. **Mirjam Morad**

MIRJAM PRESSLER ERHÄLT DEN SONDERPREIS 2010

Mirjam Pressler, 1940 in Darmstadt geboren, studierte an der Akademie für Bildende Kunst in Frankfurt und Sprachen in München und lebte für ein Jahr in einem Kibbuz in Israel. Seit 1979 schreibt sie Kinder- und Jugendbücher und hat mit viel Erfolg über 60 Bücher publiziert und weit über 200 Bücher für Kinder, Jugendliche und Erwachsene aus dem Niederländischen, Flämischen, Afrikaans, Hebräischen, Jiddischen und Englischen übersetzt. Sie zählt zu den renommiertesten Kinder- und Jugendbuchautorinnen Deutschlands.

Für die Autorin und Übersetzerin Mirjam Pressler ist dies nun schon der zweite Sonderpreis des Deutschen Jugendbuchpreises. Bereits 1994 erhielt sie den Sonderpreis für das Gesamtwerk Übersetzung in Leipzig. Im Oktober 2010 auf der Buchmesse Frankfurt wurde sie mit dem 10.000 Euro dotierten Preis für das Gesamtwerk als Autorin ausgezeichnet. Ihre Romane zählen zu den Klassikern der Jugendliteratur.

Mirjam Pressler geht der Ruf voraus, dass sie bereits sämtliche wichtigen Preise erhalten hat, die es gibt. Nun kommt es eben zu Zweitvergaben. Gleich für ihr erstes Buch „Bitterschokolade“, erhielt sie 1980 den Oldenburger Jugendbuchpreis. Weitere Bücher folgten schneller, als der Verlag publizieren konnte: „Nun red doch endlich“, „Kratzer im Lack“, „Stolperschritte“, „Novemberkatzen“, „Zeit am Stiel“, „Nickel Vogelpfeifer“ und viele andere mehr. Jedes Buch ein Treffer.

Ihr Buch „Novemberkatzen“ ist weitgehend autobiographisch. Sie erzählt darin von den Schwierigkeiten, unter denen sie aufgewachsen ist. Ein weiterer Kindheitsroman erschien 1994 unter dem Titel „Wenn das Glück kommt, muss man ihm einen Stuhl hinstellen“. Mirjam Pressler schreibt in ihren Jugendbüchern über „beschädigte Kindheiten“ und geht dabei von ihren Erfahrungen und ihrer eigenen Biographie aus. „Was ich schreibe, muss stimmen, muss meiner Realität, meiner sozialen Wirklichkeit entsprechen. 1940 wurde ich als uneheliches Kind in Deutschland geboren, wuchs bei Pflegeeltern im Oma- und Opa-Alter auf, die selbst zur sozialen Unterschicht gehörten. Ich bin geschieden und habe meine drei, nun erwachsenen, Töchter allein großgezogen. Ich schreibe über das, was ich kenne, die Realität von Kindern, so wie ich sie selbst, bzw. vermittelt durch meine und andere Kinder, erlebt habe. Sicher kommen in meinen Büchern auch schwierige Themen wie Tod, Behinderung und Umweltzerstörung vor.“

Ein weiterer Aspekt, für den sich Mirjam Pressler einsetzt, ist der Kampf gegen Faschismus und die Erinnerung an den Faschismus in Deutschland. Mit Beginn der 90er Jahre erweiterte die Autorin ihr Schreiben über jüdische Kindheiten während des Holocausts in Europa. Insbesondere fand sie im Leben und Werk der Anne Frank eine generationsübergreifende Symbolfigur.

Im S. Fischer Verlag erschienen 1988 „Die Tagebücher der Anne Frank“. Es ist dies die vollständige, textkritische, kommentierte, über 800 Seiten starke Ausgabe mit 110 Abbildungen und Dokumenten. Mirjam Pressler hat die wissenschaftliche Aufarbeitung der kompletten Tagebücher und ihrer Entstehungsgeschichte übersetzt. Ihre intensive Auseinandersetzung mit der Person Anne Franks brachte sie darauf, eine Biographie über das Leben Anne Franks zu rekonstruieren, sowohl das innere wie auch das äußere. In ihrem ersten Sachbuch: „Ich sehe mich so. Die Lebensgeschichte der Anne Frank“ schreibt Mirjam Pressler in ihrem Vorwort: „Eine Lebensbeschreibung wie ich sie mir wünsche, sollte zeigen, welches Leben gelebt wurde im Vergleich zu dem, das hätte gelebt werden können.“ Sie schildert darin beinahe zwei Jahre,

die die Familie Frank zusammen mit vier anderen Verfolgten in ihrem Versteck verbrachten und entwirft darin ein lebendiges Bild von Annes widerspruchsvoller Persönlichkeit, ihren Begabungen, Konflikten und Träumen und spürt auch Themen nach, die für Anne selbst die wichtigsten waren: ihr Verhältnis zu den Eltern, zur Schwester, zur Liebe und zur Sexualität.

Im Oktober 2009 erschien „Grüße und Küsse an alle“. Die Geschichte der Familie von Anne Frank, von Mirjam Pressler unter Mitarbeit von Gerti Elias, im S. Fischer Verlag.

Auslöser für dieses Buch war der wunderbare Fund von mehreren tausend Briefen, Dokumenten und Fotos der Familie Frank auf dem Dachboden des Basler Hauses von Buddy Elias, Anne Franks Cousin. Sie wurden von Gerti Elias, Buddys Frau, geordnet und ediert und bilden die Grundlage für die

Familiengeschichte. Dabei handelt es sich um zum Teil bereits veröffentlichte sowie zum Teil unveröffentlichte Briefe und Dokumente.

Zu ihren besten und interessantesten Büchern zählen ihre akribisch recherchierten Stoffe literarischer Vorlagen und Stoffe der Weltliteratur wie „Shylocks Tochter“, „Golem, stiller Bruder“ und zuletzt „Nathan und seine Kinder“. Nie übernimmt sie nur eins zu eins die Handlung, sondern bringt Korrekturen an, die total überraschen, irritieren, und dadurch realistisch sind. Mit großer Liebe zum Detail bettet sie die Geschichte in einen möglichen Alltag und eine soziale Realität ein, und verleiht ihr Aktualität in der Gegenwart. Immer stellt sie die Kinder in den Mittelpunkt, aus deren Sicht sie schreibt. Geschickt verwendet sie den Perspektivenwechsel und lässt die Charaktere lebendig werden. Dazu kommt die wunderschöne Sprache und die aufgebaute

Preise und Auszeichnungen (Auswahl)

1980	Oldenburger Jugendbuchpreis für „Bitterschokolade“
1982	Janusz-Korzak-Medaille für „Wenn das Glück kommt, muss man ihm einen Stuhl hinstellen“
1995	Züricher Kinderbuchpreis „La vache qui lit“ für „Wenn das Glück kommt...“
1995	Deutscher Jugendliteraturpreis für „Wenn das Glück kommt...“
1998	Friedrich-Bödecker-Preis für ihr schriftstellerisches Gesamtwerk
1994	Sonderpreis des Deutschen Jugendliteraturpreises für ihr Werk als Übersetzerin
2000	Jugendbuchpreis der Jury der Jungen Leser in Wien für „Shylocks Tochter“
2001	Carl-Zuckmayer-Medaille für ihre „Verdienste um die deutsche Sprache“
2002	Deutscher Bücherpreis für „Malka Mai“
2008	Jane Scatcherd Preis für ihre Übersetzungen aus dem Hebräischen.
2009	CORINE für „Nathan und seine Kinder“
2010	Deutscher Jugendliteraturpreis für ihr Werk als Autorin

Spannung, die einem das Buch nicht aus der Hand legen lässt, ehe man es zu Ende gelesen hat.

Besonders hat sie sich für die Vermittlung der Literatur aus Israel eingesetzt und war Herausgeberin der Reihe israelischer Kinder- und Jugendliteratur aus Israel für den Alibabaverglag in Frankfurt. Mirjam Pressler ist eine unermüdliche Schaffende, der es zu verdanken ist, dass Literatur aus Israel Eingang in den deutschsprachigen Raum gefunden hat, und die sie zum Großteil übersetzt hat.

Im März 2011 erscheint bei Beltz & Gelberg ihr neuer Roman „Ein Buch für Hanna“, in dem sie sich erneut dem Holocaust-Thema widmet und die Geschichte eines 14-jährigen Mädchens schildert, das sich trotz ihrer zerstörten Jugend zu einem lebensfrohen und glücklichen Menschen entwickelt.

Mirjam Pressler lebt mit ihrem Mann in Landshut bei München. **Mirjam Morad**



VORKÄMPFERIN FÜR FRAUENEMANZIPATION

Nächstes Jahr ist der 200. Geburtstag von Fanny Lewald, die es schaffte, sich als erfolgreiche Schriftstellerin in Deutschland durchzusetzen. Sie war eine der führenden AutorInnen ihrer Zeit, ist aber heutzutage relativ unbekannt. Fanny Lewald wurde als ältestes von neun Kindern des jüdischen Kaufmanns David Marcus und seiner Frau Zipora am 24. Mai 1811 in Königsberg geboren. Obwohl die Familie ihren Glauben nicht praktizierte, bekamen sie antisemitische Anfeindungen zu spüren. So durfte Fanny Lewald beispielsweise nicht mit ihren Freundinnen spielen, da deren Eltern sie nicht mit JüdInnen verkehren ließen. Mit Zustimmung des Vaters traten die beiden Söhne und Fanny Lewald zum protestantischen Glauben über, später wurde letztere Christin. 1831 ließ der Vater seine Familie in Lewald umbenennen.

Fanny Lewald besuchte bis zum 14. Lebensjahr eine Privatschule, ein Universitätsstudium, das ihren Brüdern selbstverständlich zustand, kam für sie damals aber nicht in Frage. In der Schule fiel sie durch Fleiß und Wissensdrang auf, Eigenschaften, die zu jener Zeit Jungen zugeschrieben wurden: „Als ich bei Abschluss der Grundschule mein Zeugnis bekam, sagte der Lehrer zu mir: Fanny, dein Kopf hätte besser zu einem Jungen gepasst! Aber wenn Du eine brave Frau wirst, ist es auch gut!“ In diesem Sinne dachte auch der Vater: „Es gibt nichts Widerwärtigeres und was unbrauchbarer sei als ein gelehrtes, unpraktisches Frauenzimmer.“ Lewald wurden damals für bürgerliche Frauen typische Tätigkeiten übertragen: Handarbeiten, leichte Hausarbeiten, Klavierspiel und etwas Lektüre. In diesem Umfeld war es sicherlich sehr schwer als Frau sich zu emanzipieren, autonom zu leben und sich selbst zu ernähren. Ein neuer Lebensabschnitt begann, als ihr Cousin August Lewald, der die Zeitschrift „Europa“ leitete, ihre literarische Begabung entdeckte und sie förderte. Es erschienen einige Artikel von ihr in dieser Publikation. In der Person Heinrich Brockhaus fand sie einen Verleger ihrer Werke. 1843 veröffentlichte sie ihren ersten Roman „Clementine“, in dem sie die Unterdrückung der Juden zum Thema macht. In ihrem zweiten Roman „Jenny“ thematisiert sie die Unterdrückung der Frauen. Die beiden Werke erschienen zunächst anonym. „Jenny“

gilt als der bedeutendste „Frauenroman“ des 19. Jahrhunderts in deutscher Sprache, vergleichbar mit dem zeitgleich entstandenen Werken der Brontë-Schwester in England. Die Titelheldin trägt stark autobiografische Züge der Autorin: Sie entstammt einer reichen jüdischen Handelsfamilie und argumentiert angesichts Antisemitismus und patriarchaler Gesellschaftsstrukturen für die Notwendigkeit einer Emanzipation von Frauen sowie JüdInnen. Die Romane verkauften sich so gut, dass Fanny Lewald 34-jährig, mit Zustimmung des Vaters, endlich eine eigene Wohnung in Berlin beziehen konnte. Mit 40 hatte sie einen festen Platz in der literarischen Szene erobert. „Mein gutes Fräulein“, schrieb der Verleger, „es läuft blendend. Bei uns muss ein guter Roman von Ihnen drei andere schlechte von anderen Autoren mittragen.“

In den folgenden Jahren nahm sie Stellung zur Ehescheidung und sie setzt sich für die Rechte der unteren Schichten ein. Lewald war eine entschiedene Vorkämpferin der Frauenemanzipation. Sie forderte das uneingeschränkte Recht der Frauen auf Bildung und auf Erwerbstätigkeit ebenso wie sie sich gegen die Zwangsverheiratung junger Frauen einsetzte. Sie selbst hatte sich in ihrer Jugend erfolgreich der Verheiratung mit einem ungeliebten Mann widersetzt. Auch war sie gegen das Scheidungsverbot und sprach sich in ihrem dritten Roman „Die Lebensfrage“ für die Erleichterung der Ehescheidung aus. So-

ziale Fragen beschäftigten sie immer wieder, so in „Der dritte Stand“ oder „Die Lage der weiblichen Dienstboten“. Es entstanden aber auch fantasievolle Erzählungen und Reisebilder der Reisefreudigen. In ihrer Autobiografie „Meine Lebensgeschichte“ erzählt die Autorin von ihrem selbstbestimmten Weg in ein Leben als Schriftstellerin.

1848 fuhr sie nach Paris, um die Revolution mitzerleben. Anschließend gründete sie einen politisch-literarischen Salon in Berlin. 1855 heiratete sie den Gymnasiallehrer, Kritiker und nicht sehr erfolgreichen Schriftsteller Adolf Stahr, wobei sie einen Ehevertrag forderte. Stahr hatte sich ihretwegen von seiner Frau und seinen fünf Kindern getrennt und brachte somit nur wenig in die Ehe mit. Deshalb bekundete Fanny vor dem Notar: „Zwar finde ich in der Unterordnung unter meinen verehrten Mann und in meinem häuslichen und mütterlichen Berufe mein größtes Glück, doch werde ich mein selbst erarbeitetes Vermögen auch weiterhin selbst behalten und verwalten.“

Fanny Lewald starb 1889 in Dresden, wo heute die Fanny-Lewald-Straße an sie erinnert. Von Witz und analytischem Sachverstand geprägt, sind ihre Schriften auch für heutige LeserInnen eine interessante und gut lesbare Lektüre. In den 1990er-Jahren wurde das Werk von Fanny Lewald im Ulrike Helmer Verlag wieder aufgelegt und wartet auf neugierige LeserInnen. **Helene Maier**

ARGENTINIEN, GASTLAND AUF DER FRANKFURTER BUCHMESSE 2010

VOM REGEN IN DIE TRAUFE – BLICK AUFS JÜDISCHE LEBEN



Im Oktober fand die 62. Frankfurter Buchmesse statt. Im Mittelpunkt stand dieses Mal Literatur aus Argentinien. Aus jüdischem Blickwinkel fällt einem allerhand zu diesem Land ein: man denkt an ein Exil für Juden nach 1933 und einen Fluchtpunkt für Nazis nach 1945, man besinnt sich auf Adolf Eichmanns spektakuläre „Überführung“ 1960 nach Israel und den verheerenden Bombenanschlag 1994 in Buenos Aires auf das jüdische Gemeindezentrum Asociación Mutual Israelita Argentina (AIMA), für den es erst keine Tatverdächtigen gab und ein Jahrzehnt später einen Freispruch für fünf Angeklagte. Davon hat die Welt immerhin Kenntnis genommen. Wer aber hat schon von Moisesville gehört, das 1889 von jiddischsprachigen Einwanderern aus Osteuropa gegründete Shtetl mit seiner jüdischen Gaucho-Kultur, die am Aussterben ist? Und wer weiß schon, dass in Argentinien derzeit die größte spanischsprachige bzw. sechsgößte jüdische Diaspora-Gemeinschaft lebt?

Natürlich bemüht man sich allenthalben hervorzuheben, dass „die argentinischen Juden heute – 200 Jahre nach der Staatsbildung – ein untrennbarer Bestandteil der pluralistischen und demokratischen Gesellschaft Argentiniens sind“. So heißt es offiziell.

Kriminalromane haben im Klima Argentiniens besondere Konjunktur. Es sind meist mehr oder weniger geglückte Versuche, die sieben Jahre der Militärdiktatur vom Putsch am 24. März 1976 bis zum Beginn der Redemokratisierung im Herbst 1983 zu thematisieren. Eine zaghafte juristische Untersuchung der Verbrechen endete 1986/87 erst einmal mit einem „Schlusspunktgesetz“. Später folgten weitere Amnestiegesetze. Opferangehörige, Menschenrechtsgruppen, transnationale Strafverfolgung von Menschenrechtsverletzungen und damit internationaler Druck führten schließlich 2005 zur Aufhebung der Amnestiegesetze in Argentinien.

Der Roman „Der Tote von der Plaza Once“ von Ernesto Mallo (Aufbau-Verlag, Berlin 2010) versucht einen Rundumschlag. Das Barrio Once war und ist das jüdische Viertel in Buenos Aires. Schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts lebte dort die Hälfte der damals in Argentinien ansässigen 50.000 Juden. Übrigens ist auch AMIA, das jüdische Hilfswerk Asociación Mutual Israelita Argentina seit jeher in diesem Viertel angesiedelt. In dem Krimi geht es jedenfalls um den Mord an einem Juden, die Verschleppung Missliebiger, die Zwangsadoption der Kinder von Verschleppten, die Kollaboration der Kirche mit der Junta, die Verstrickung der Justiz in alle diese dunklen Machenschaften.

Das Bonmot – es gebe drei Arten von Ländern: Industrieländer, Entwicklungsländer und Argentinien – gilt schon lange nicht mehr. War Argentinien 1910 achtreichstes Land der Welt, so belegt es 2010 mit seinen 41 Millionen Einwohnern nur mehr Platz 57 (andere Quellen nennen Platz 49 – Spitze sind beide nicht). Michi Strausfeld, die wohl beste Kennerin lateinamerikanischer Literatur im deutschsprachigen Raum und Herausgeberin der Sammlung „Schiffe aus Feuer. 36 Geschichten aus Lateinamerika“ (S. Fischer Verlag, Frankfurt 2010) hält den magischen Realismus, der die Generation von Jorge Luis Borges und Gabriel Garcia Márquez aus-

zeichnete, für abgelöst. „Der Drang zur Aufarbeitung ist in Argentinien besonders stark“, erklärte sie in einem Interview, „die Kinder der Verschwundenen erheben die Stimme.“

Erkenntnisse über das Leben für Juden in Argentinien liefern auf ihre ganz unterschiedliche Weise der 1923 in Fürth geborene und seit 1937 in Buenos Aires beheimatete Robert Schopflocher sowie der eben dort 1966 geborene Marcelo Birmajer. Von Schopflocher zum Thema besonders lesenswert: „Fernes Beben. Erzählungen aus Argentinien“ (Suhrkamp Verlag, Frankfurt 2003) und „Weit von wo. Mein Leben zwischen drei Welten“ (Langen Müller, München 2010). In dieser Autobiographie wird deutlich, wie schwer der Neuanfang für die Flüchtlinge war, in der Landwirtschaft, als Arbeiter – und dies alles überschattet von latentem wie offenem Antisemitismus. Entkommen zu sein, überlebt zu haben, war das eine, akzeptiert zu werden, etwas ganz anderes. Birmajer publizierte zuletzt in Deutsch „Das argentinische Trio“ (Verlag C.H. Beck, München 2004). Sein Großvater war 1969 aus Polen nach Argentinien geflüchtet.

Eine Rarität von 1910 legt aktuell Henrich & Henrich auf, den argentinisch-jüdischen Klassiker „Jüdische Gauchos“, herausgegeben von dem argentinischen Publizisten Alberto Gerchunoff (1883 – 1950) und Liliana Ruth Feierstein, die zur Buchmesse anreiste. Dieser Text gilt sozusagen als „Gründungstext“ der jüdisch-lateinamerikanischen Literatur und handelt von Immigranten, die von Pogromen vertrieben in Argentinien Pampa ein neues Leben anfangen – nicht ahnend, dass 1919 auch dort ein Pogrom möglich war.

2001 steckte Argentinien in einer dramatischen Finanzkrise, die – wen wundert’s – wieder einmal zu heftigen Anfeindungen gegen die jüdische Bevölkerung führte. Ariel Magnus lebt in seinem Roman „Ein Chinese auf dem Fahrrad“ (Kiepenheuer & Witsch, Köln 2010) eine verdrehte antisemitische Phantasie aus, wonach die argentinischen Juden die argentinischen Chinesen einer Weltverschwörung bezichtigen. In einem Land der Einwanderer – zu den größten ethnischen Minderheiten gehören neben den lateinamerikanischen Immigranten Italiener, Chinesen und Juden – wurden die jüdischen Mitbürger

als Außenseiter und Sündenböcke definiert. Alijah nach Israel war für einen Teil die einzige Option.

Zwei, die Argentinien auf sehr unterschiedliche Weise den Rücken kehrten: Die Schriftstellerin und Dichterin Alejandra

Pizarnik (1936 – 1972) – ihr Werk erschien im leider aufgegebenen Amman Verlag – ruht auf dem jüdischen Friedhof von La Tablada. Der Lektor und Autor Alberto Manguel, Jahrgang 1948, lebt inzwischen hauptsächlich in Paris.

Einer der bemerkenswertesten Romane über den „Schmutzigen Krieg“, den die Militärjunta gegen die eigenen Bürger führte, stammt übrigens von dem New Yorker Schriftsteller Nathan Englander. 2008 erschien bei Luchterhand sein Roman „Das Ministerium für besondere Fälle“. Der Blick von außen, überbordende Phantasie, jüdischer Witz und sichere Stilistik kommen argentinischer Realität und jüdischer Spurensuche bemerkenswert nahe. **Ellen Presser**

EMIGRATION AUS ÖSTERREICH

Ehregast bei der Frankfurter Buchmesse war heuer Argentinien, das sich durch eine große literarische Tradition auszeichnet. Auch das Museum Judengasse, der Dependence des Jüdischen Museum Frankfurt, widmet bis 9. Jänner eine Ausstellung „Juden in Argentinien – Porträts zum zweihundertjährigen Jubiläum“. Thematisiert werden Einwanderung, Tango, Integration, neuer Exodus, Erinnerungskultur und Militärdiktatur. Dazu steuerte der Mandelbaum Verlag zwei Bücher bei. Der Sammel- und Bildband „Verlorene Nachbarschaft. Jüdische Emigration von der Donau an den Rio de la Plata“, herausgegeben von

Alexander und Barbara Litsauer, dokumentiert das Ergebnis eines Projekts von 2008. Damals war es anlässlich des 70. Jahrestags der „Reichskristallnacht“ durch eine Wiener Initiative zu einer zweiwöchigen Gedenkveranstaltung in Buenos Aires gekommen. Versammelt sind Texte von ÖsterreicherInnen und ArgentinierInnen, wie Erich Hackl, Doron Rabinovici, Robert Schindel und Hannah Lessing einerseits sowie Alfredo Schwarcz, Alfredo Bauer und Patricia Fränkel andererseits. Porträts von in Argentinien lebenden Ex(il)-ÖsterreicherInnen geben tiefe Einblicke – Aufsätze beschreiben deren Flucht, die schwierige Existenzgründung und das Leben in Argentinien heute.

Nach Frankfurt war auch die argentinische Autorin Eva Eisenstaedt eingeladen. Sie zeichnet in ihrem Buch „Zweimal Überleben. Von Auschwitz zu den Müttern der Plaza de Mayo. Die Geschichte der Sara Rus“ (ebenfalls Mandelbaum Verlag) den Lebens- und Leidensweg einer polnischen Jüdin auf. Mit zwölf war diese ins Getto Lodz geraten, von dort nach Auschwitz deportiert und in Mauthausen

befreit worden. Rus' Hoffnung, im fernen Argentinien eine gute neue Heimat gefunden zu haben – fern von Unterdrückung, Folter, Mord – machte die Militärdiktatur zunichte: 1977 verschwand ihr Sohn Daniel. Gemeinsam mit den Müttern der Plaza de Mayo begann sie ihren Kampf für die Aufklärung der Schicksale von rund 30.000 Verschwundenen und Ermordeten.

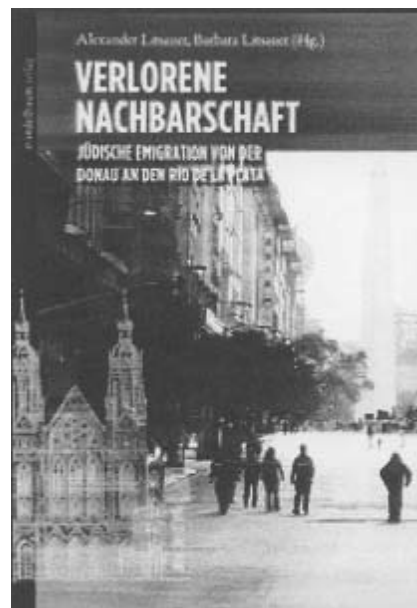
Wiederaufgelegt wurde im Deutschen Wissenschafts-Verlag Alfredo José Schwarcz vergriffenes Buch „Trotz allem... Die deutschsprachigen Juden in Argentinien“. Darin legt der in Buenos Aires lebende Psychologe und Gerontologe, Sohn

eines 1938 aus Wien vertriebenen Arztes und einer im Jahre 1940 aus Berlin zwangsweise ausgewanderten Mutter, seinen Schwerpunkt auf das persönliche Erleben deutsch-jüdischer Emigranten und ihrer Familien. Er schildert u. a. den Terror des Nazismus, die Ängste infolge der erzwungenen Emigration, den Kulturschock, die Integration im Aufnahmeland und die Beziehungen zum Heimatland. Die Betroffenen

kommen selbst zu Wort. In Einzel- und Gruppengesprächen versuchte der Autor, die Lebensgeschichten der in Argentinien lebenden deutschsprachigen Juden zu rekonstruieren, ihre einmalige historische Erfahrung als Schicksalsgemeinschaft darzustellen und die weitere Entwicklung dieser besonderen Geschichte in der zweiten und dritten Generation der schon in Argentinien Geborenen zu verfolgen.

Die jüdische Gemeinschaft in Argentinien ist die größte spanischsprachige und die sechstgrößte der Diaspora – einer der Gründe, sich mit diesen interessanten Publikationen auseinander zu setzen.

Helene Maier

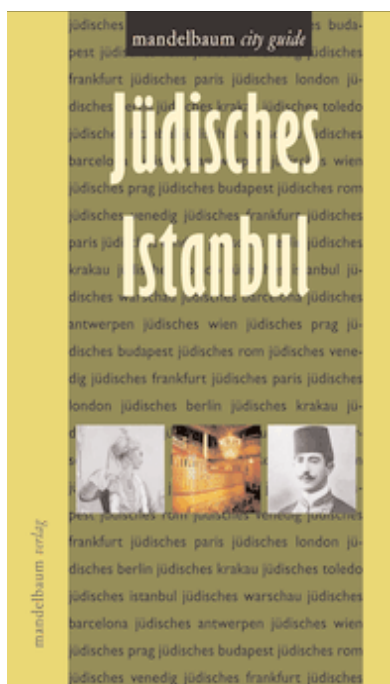


BUCH ECKE

REISE OHNE BAHNKARTE

„Die Welt ist ein Buch. Wer nie reist, sieht nur eine Seite davon.“ Dieser Satz stammt von Aurelius Augustinus. Von Egon Friedell dagegen ist überliefert: „Der Hauptinhalt des Reisens ist Ruß, Staub, Wanzen, freche Kellner, grobe Mitpassagiere, unverschämte Hotelrechnungen und Magenkatarrh.“ So groß wie der Unterschied der Aussagen ist der Abstand der Zeitalter, in denen die beiden lebten. Und Recht haben sie auch noch – alle beide.

Aus dem Dilemma, wie man es denn mit dem Reisen nun halten soll, gibt es einen bequemen, kostengünstigen Ausweg. Man kann Reiseführer lesen. So wie es Zeitgenossen gibt, die Kochbücher lesen und ge-



nießen, ohne ein Gramm zuzunehmen, kann man Sehenswürdigkeiten abklappern, ohne sich die Haken abzulaufen.

Der Mandelbaum-Verlag in Wien leistet da mit seiner Reihe „city guide“ – was das Jüdische betrifft – Pionierarbeit. Auf dem standardisierten Cover kann man schon sehen, welchen Städten im Laufe der Jahre Aufmerksamkeit gewidmet wird: Frankfurt, Paris, London, Berlin, Krakau, Toledo, Istanbul, Warschau, Barcelona, Antwerpen, Wien, Prag, Budapest, Rom, Venedig und München.

Der Prototyp ist handlich, mit unempfindlichem Umschlag, meist mit Lesebändchen (Istanbul, Wien) oder klappbarer Einmerkhilfe und U-Bahnfahrplan (Budapest) oder schmückendem Buchdeckelinnenfutter (für München blauweißes Raute nmuster). Man merkt, hier steckt viel Liebe zum Detail drin. Zur Spurensuche gehören alte Stadtpläne und viele Fotos, stets schwarz-weiß, Kurzsays, Glossar, Adressen, Personenregister, Bildnachweise, Quellenverzeichnis bzw. Literaturhinweise.

Wie erkenntnisreich die Lektüre ist, hängt davon ab, wie gut der Rechercheur sich vor Ort auskennt, wie sehr er oder sie bereit waren, sich tatsächlich die Haken abzulaufen und jeden Ort aufzusuchen (no-na, mag sich der Leser dieser Zeilen denken), vom Verständnis für die jeweilige Lokal- wie Nationalgeschichte und vom Schreibstil oder der Qualität der Übersetzung.

Aber genau da hapert es immer wieder mal. Das allerdings merkt man nur, wenn man sich auskennt oder sich aus seinem gemütlichen Sessel aufrappelt und auf Exkursion geht.

Nehmen wir mal das Beispiel München. Da entdeckt man so schöne Details wie, dass Roda-Roda hier von 1907 bis 1911 lebte und Gerschom Scholem in der Türkenstr. 98 und später Gabelsbergerstr. 51 wohnte – einen Katzensprung von der Bayerischen Staatsbibliothek entfernt, wo er für seine Promotion recherchierte. Zu besichtigen gibt es da an den Wohnadressen aber nichts. Denn die jüdische Geschichte in München lässt sich häufig eher über Leerstellen lehren, so gründlich wurden zwischen 1933 und 1945 die Orte jüdischen Lebens von der Stadtkarte Münchens getilgt. Das Dilemma jedes Rechercheurs ist der knappe Platz und der Auftrag, doch soviel Information wie möglich zu bieten. Etwas kommt dabei immer zu kurz: Auf S. 76 heißt es zum Beispiel, die Wiedereröffnung der Jüdischen Volksschule nach 1945 scheiterte nach wenigen Jahren – kein Wort darüber, dass die Schülerzahlen ab 1946 so hoch waren, dass zeitweise sogar ein jüdisches Gymnasium existierte. Bei der An-

schriftenliste scheinen Internet und Willkür die Feder geführt zu haben. Und wie sieht es mit einem meiner Traumziele Istanbul aus? Beim Stichwort „Universitäten“ – eine gute Doppelseite – steht: „In den Jahren nach der Universitätsreform von 1933 stieg die Zahl der aus Deutschland, Österreich, Polen und Ungarn Kommen-

auf mehr als 1.000.“ Dann folgt eine Auflistung der Namen und Fachbereiche. Kein Wort über den Anlass des Exodus aus Mitteleuropa und in diesem Werk über das jüdische Istanbul auch keine Differenzierung zwischen jüdisch Verfolgten und politischen Gegnern der Nationalsozialisten (z. B. Ernst Reuter). Wer kein Türkisch kann verliert viel, weil türkische Begriffe und Eigennamen nie übersetzt sind. Querverweise hätten gute Dienste leisten können. Die Eskapaden Schabtbai Zwis und die Entstehung der Dönmelik (zum Islam konvertierte Kryptojuden, vergleichbar den christlich gewordenen Marranen) muss man sich wie manch anderes zusammensuchen (S. 35 und 95). Die Situation der ca. 24.000 heute in der Türkei lebenden Juden (die meisten davon in Istanbul) wird kaum thematisiert. Die Anschläge von 1992 und 2003 auf die Neve-Salom-Synagoge werden gerade mal erwähnt – doch kein Wort über die Hintergründe. Ich werde das Angebot eines jüdischen Freundes annehmen, anlässlich eines Familienbesuchs seine Heimatstadt Istanbul kennenzulernen. Und ich werde das Mandelbaum-Buch über Istanbul mitnehmen. Mit ein paar originellen Momenten kann ich dann doch aufwarten.

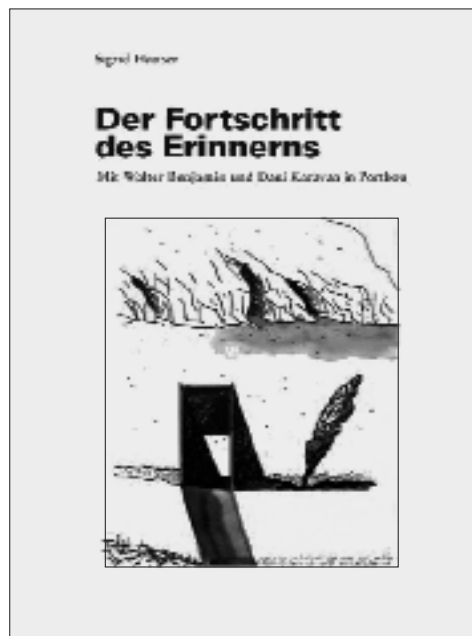
Ellen Presser

Alexander Kluy: Jüdisches München. Mandelbaum Verlag, Wien 2009, 222 Seiten, 15,80 Euro (D)

Oksan Svastics: Jüdisches Istanbul. Aus dem Türkischen von Monika Demirel. Mandelbaum Verlag, Wien 2010, 19,90 Euro (D). www.mandelbaum.at

DER FORTSCHRITT DES ERINNERNS

Dani Karavan, der am 7. Dezember seinen 80. Geburtstag feiert, gehört zu den bedeutendsten Bildhauern und Schöpfern von begehbaren, durchwanderbaren Kunstwerken der Gegenwart. 1994 wurde in der spanischen Grenzstadt Portbou seine Denkmalsanlage für Walter Benjamin eröffnet. Sie erinnert an den Philosophen und Kulturtheoretiker, der sich im Jahre 1940, auf der Flucht vor den Nazis und abgewiesen von den spa-



nischen Behörden, in einem Hotelzimmer das Leben nahm.

Sigrid Hauser, Professorin für Architekturtheorie an der Technischen Universität Wien, hat dieses die ganze Stadt einbeziehende Denkmal besucht, ergangen, fotografiert und ein wunderbares Buch darüber geschrieben, das in fünf großen Teilen fünf Wege durch Portbou zu den einzelnen Stationen des Denkmals als Text und Fotoserie rekonstruiert.

Mit einem Prolog über den Begriff des Erinnerns, einem Zwischentext über Namenlosigkeit, Berühmtheit und historische Konstruktionen und dem Epilog über Vergessen, öffnet das Buch den Blick auf die intensive Auseinandersetzung Dani Karavans mit dem Werk Benjamins, seinem Schicksal als Opfer der Vertreibung der jüdischen Intelligenz aus Deutschland, seinem Selbstmord, den topografischen und politischen Verdichtungen des spanisch-französischen Grenzorts und Verkehrsknotenpunkts und den Wandlungen des Erinnerns und Vergessens im Kontext von Kunst- und Kulturtourismus.

Wir gehen in einem Kunstwerk herum, das den Titel „Passagen“ trägt, durchqueren es, folgen seinen Stationen und Kraftlinien, wie wir sie in der Erzählung der Autorin erfahren, die uns all die konstruktiven, ästhetischen, historischen, theoretischen Implikationen eröffnet, die sie in der Gegenwart des Werks realisiert findet.

Spannend auch die Notizen zur Entwicklungsgeschichte der Stadt Portbou, zum Wandel ihrer Bedeutung und ihrer Interessen, vom Eisenbahnknotenpunkt hin zum attraktiven Ort für Kultur- und möglicherweise auch Massentourismus. Mit analytischer Schärfe zeigt Sigrid Hauser, was in einem Denkmal alles an städtebaulicher, politischer, touristischer und mnemotechnischer Anstrengung konzentriert ist, welche ganz unterschiedlichen Hoffnungen und Erwartungen von Einwohnern und Besuchern an die Existenz des Denkmals gebunden werden.

Die schöpferische Intervention Dani Karavans, von der Küste, über den Friedhof, auf dem Walter Benjamins wirkliches Grab nicht mehr gefunden werden konnte, bis zum Aussichtspunkt über Stadt und Meer, ist ein permanenter Diskurs über Entwicklungen des Erinnerns und des Vergessens und wie Kunstwerke in diese Prozesse eingreifen, sie be-

einflussen und von ihnen beeinflusst werden. Wie lange bleibt ein Denkmal sichtbar – also ein Ort des gar nicht Selbstverständlichen, das an etwas erinnert, was schon einmal vergessen war, in Akten kollektiver Anstrengung oft auch nicht mehr erinnert werden sollte, nicht an diesem Ort, nicht in dieser Zeit? Wie lange dauert es, bis ein Denkmal, vielbesucht und vielbeschrieben, wieder so selbstverständlich wird, dass es quasi unsichtbar, unappellativ im Strom der wahrnehmenden Besucher verschwindet?

„Der Fortschritt des Erinnerns“ erzählt spannend und genau, hellwach empfindend und reflektierend von der spezifischen Wechselwirkung, die sich zwischen Kunstwerken und ihrer Wahrnehmung ergibt, vor allem wenn die zu einem wesentlichen Teil aus Erinnerung gemacht sind, welche Perspektiven im Raum und auch in der Zeit sich öffnen und schließen können: Denkwege eben, die mit Walter Benjamin durch Dani Karavan immer wieder und immer wieder neu und anders ergangen werden können, in fortschreitender Erzählung. **Herbert J. Wimmer**

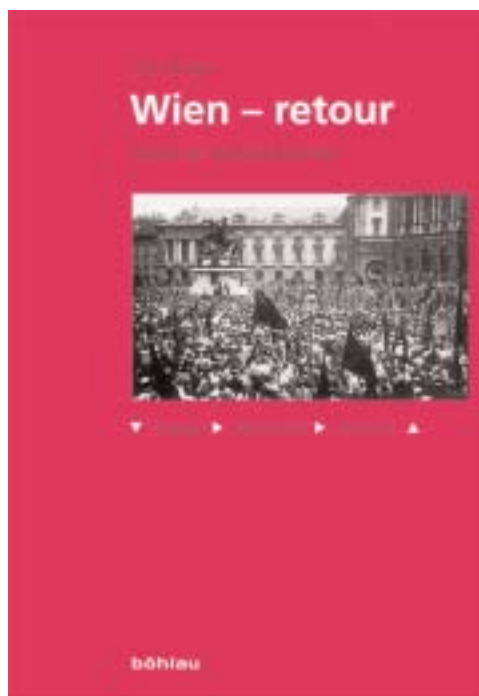
Sigrid Hauser: Der Fortschritt des Erinnerns – Mit Walter Benjamin und Dani Karavan in Portbou.

Ernst Wasmuth Verlag Tübingen-Berlin, 2010, 190 Seiten, Euro 24,80

EIN BERICHT FÜR DIE NACHKOMMEN

Anlässlich des 100. Geburtstages von Otto Binder (1910–2005) wurden seine Erinnerungen „Wien – retour“ wieder neu aufgelegt und bieten einen sehr persönlichen Blick auf das vergangene Jahrhundert. Es ist unglaublich wie es Otto Binder, jahrelanger Generaldirektor der Wiener Städtischen und Schwiegervater von Bundespräsident Heinz Fischer gelingt, in dem relativen kurzen Text – 183 Seiten – eine ergreifende aber auch eine historisch fundierte Analyse dieser Zeit zu liefern. Vom Rückblick auf seine Großeltern, die aus Mähren stammen und in Wien begraben sind, spinnt er den Faden über den Zusammenbruch der Monarchie, der Arbeitslosigkeit in den Nachkriegsjahren, der Machtergreifung Hitlers, das Exil in Schweden bis zu seiner Rückkehr nach Wien im Jahre 1949. Otto Binder, der seinen Vater bereits 1914 im Krieg verlor, fand schon früh den Weg in die Sozialistische Jugendbewegung, die für ihn Familienerbsatz und Inbegriff der Solidarität wurde. Ab 1928 war er Obmann der SAJ Innere Stadt, nach seiner berufsbedingten Übersiedlung nach Salzburg, als Angestellter der Wiener Städtischen Versicherung, war er von 1931 bis 1934 Obmann der SAJ Salzburg Stadt. Im April 1934 wurde er wegen Betätigung für die bereits verbotene Sozialdemokratische Arbeiterpartei vorübergehend verhaftet und von seinem Arbeitgeber entlassen. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde Otto Binder neuerlich verhaftet und zunächst in das Konzentrationslager Dachau, später nach Buchenwald gebracht. Seine Erlebnisse in Dachau und Buchenwald werden sehr realistisch wiedergegeben und legen Zeugnis von den unmenschlichen Bedingungen in diesen Lagern ab, in denen er aber auch Solidarität und Hilfsbereitschaft begegnete. Nach einjähriger Haft gelang es dem sogenannten Matteotti-Komitee in Paris eine Ausreisegenehmigung für Otto Binder zu erlangen. Binder emigrierte nach Schweden, wo er den Beruf eines Metallarbeiters erlernte und später als Angestellter der schwedischen genossenschaftlichen Versicherungsgesellschaft „Folksam“ tätig war. Hier heiratete Binder auch seine langjährige Gefährtin Anni Pusterer und auch seine Tochter Margit kam in Schweden zur Welt.

Außergewöhnlich an diesen Erinnerungen ist die Hommage an die Freunde, die sein Leben begleiteten und auch den weniger bekannten ein Denkmal setzte. In diesem Zu-



sammenhang sei auch Any Kohn Feuermann zu erwähnen, an die sich vielleicht noch viele Leser erinnern könnten, die sich stets mit vollem Einsatz für die Integration der jüdischen Flüchtlinge einsetzte. Sehr berührend auch die Briefe von seiner Mutter und Schwester, die beide im KZ ermordet wurden, mit ihnen fast alle seine Verwandten. Die Rückkehr nach Wien fiel ihm nicht leicht, zumal er sich in Schweden bereits eine Existenz aufbauen konnte. Das Angebot, wieder für die Wiener Städtische Versicherung zu arbeiten, nahm er dennoch nach langen Überlegungen an und im Jahre 1959 folgte er dem scheidenden Norbert Liebermann als Generaldirektor, eine Position, die er 22 Jahre ausübte. Den Verlust seiner Freunde und Mitstreiter traf ihn hart, aber ebenso der Zusammenbruch seiner geliebten Stadt Wien. In wenigen aber sehr prägnanten Worten schildert Binder die Nachkriegszeit, was ihn erschütterte war nicht nur die materielle Armut, vielmehr die geistige und moralische Verwahrlosung, die das nationalsozialistische Regime hinterlassen hat.

Die Wahl seines Schwiegersohns Heinz Fischer zum Bundespräsidenten war für ihn ein ganz besonderes Erlebnis. Dass der Schwiegersohn eines politisch und „rassisch“ Verfolgten in die Funktion des österreichischen Staatsoberhauptes gewählt wurde, hat Otto Binder die letzten Zweifel an der Richtigkeit der Heimkehr genommen. Noch im Ruhestand nahm Otto Binder regen Anteil am politischen Leben. Als Zeitzeuge stellte er sich vielen Diskussionen und Gesprächen zur Verfügung.

J. N.

Otto Binder: Wien - retour. Bericht an die Nachkommen, Salzburg - Buchenwald - Stockholm, S. 188, Preis € 24,- 90 978-3-205-78534-7 Böhlau.

UNGARN IM UMBRUCH

Der 1929 in Ungarn geborene Paul Lendvai ist vielleicht der österreichische Journalist, der die unmittelbare Nachbarschaft Österreichs im Osten und Süd-Osten am besten kennt. Bereits in den frühen 70er Jahren hat er das Buch „Antisemitismus ohne Juden“ verfasst, in dem er den von oben kommenden Antisemitismus in den Ländern des „realen Sozialismus“ beschrieb, womit er sich in der Region nicht nur Freunde machte. Auch sein jüngstes Buch „Mein verspieltes Land / Ungarn im Umbruch“ wird ihm nicht die Sympathien der jetzt regierenden völkischen Fidesz-Partei einbringen...

Lendvai macht auf die verfehlte Wirtschaftspolitik der Regierungen Orbán und Medgyessy sowie Gyurcsánys aufmerksam, die dazu führte, dass Ungarn bis 2009 weit davon entfernt blieb, die Maastricht-Kriterien zu erfüllen, d.h. unter anderem nach diesem 1992 geschlossenen Vertrag, darf das öffent-

liche Defizit nicht 3 Prozent des Bruttoinlandsproduktes (BIP) und der öffentliche Schuldenstand nicht 60 Prozent des BIP übersteigen.

Er wirft auch einen kritischen Blick auf die Fidesznahen Medien, die, wie seinerzeit in den Volksdemokratien üblich, keine der großen kritischen Reportagen aus dem Westen abdrucken. „Nur in den im weinerlichen oder empörten, spöttischen oder aggressiven Stil verfassten gelegentlichen Zusammenstellungen werden einige Sätze aus dem Zusammenhang gerissen und oft verzerrt zitiert.“ Abgesehen von den Diplomaten und den wenigen sprachkundigen Fachreferenten erfährt die völkische Elite praktisch nichts davon, wie die westlichen Medien Ungarn sehen. Die Tatsache, dass in einigen Medien die der Fidesz nahe stehen, antisemitische Hetze betrieben wird, stört diese Elite nicht, denn die Tageszeitung „Magyar Hírlap“, das Wochenmagazin „Magyar Demokrata“ und das „Echo TV“ dienen Fidesz zur Einbindung von radikalen, extremistischen und rassistischen Wählern.

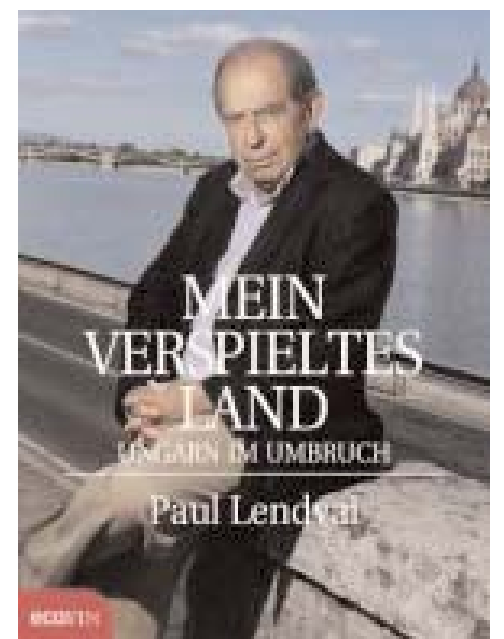
„In der verkehrten Welt der ungarischen Medien wäre ein Sender wie Radio Freies Europa (RFE), der Tag und Nacht die Ungarn (wie auch andere Osteuropäer) in ihrer Muttersprache informiert hatte, von großer Bedeutung.“

Paul Lendvai beendet sein von Sorge um sein Geburtsland getragenes Buch mit dem

Karl-Kraus-Zitat: „Am Chauvinismus ist nicht so sehr die Abneigung gegen die fremden Nationen als die Liebe zur eigenen unsympathisch“. Für solche „Spitzfindigkeiten“ haben die provinziell denkenden und handelnden Elemente der Fidesz wenig Verständnis. Denn in einem Land, in dem die „mit Orbán persönlich befreundeten, weitaus reichsten ungarischen Forintmilliardäre von Spitzenbankiers bis zu den Großindustriellen und Ölbaronen fast alle Fäden in der Hand haben“ kann man mit den „von Orbán und seinen Getreuen am laufenden Band verbreiteten Phrasen eines völkischen Antikapitalismus gegen die heimischen Oligarchen und die fremden Spekulanten und über den Schutz der „fleißig arbeitenden ungarischen Menschen“ diesen das Fell über die Ohren ziehen“.

Und so dürfen wir uns auch nicht wundern, dass eine Präsentation dieses wichtigen Buches über unser Nachbarland, das in der österreichischen Botschaft in Berlin hätte stattfinden sollen, kurzfristig abgesagt wurde. Anscheinend, ist dem der ÖVP angehörenden sympathischen Außenminister Michael Spindelegger die Solidarität mit der völkischen Schwesterpartei wichtiger als die von ihm postulierte Betonung der Meinungsfreiheit.

Doch gerade Paul Lendvai hat in seinem fundierten und gut lesbaren Buch auf die Gefahren aufmerksam gemacht, die davon aus-

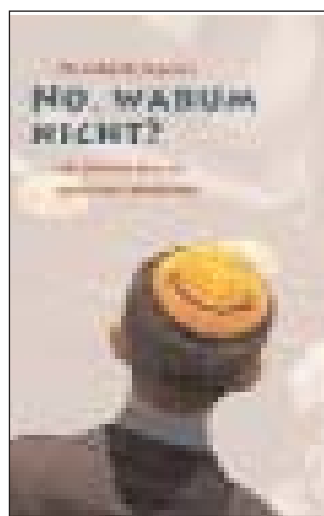


gehen, dass in Ungarn Chauvinismus, Rassismus und ungehemmter Antisemitismus fröhliche Urständ feiern. Wir können gespannt sein, ob wenigstens während dem halben Jahr der ungarischen EU-Präsidentschaft diese Ismen – schon um das eigene Image zu verbessern – zurückgedrängt werden.

Das hoch aktuelle Buch soll in ungarischer Sprache im Februar 2011 in Budapest vorgestellt werden.

Karl Pfeifer

Paul Lendvai: Mein verspieltes Land. Ungarn im Umbruch. Ecowin Verlag Salzburg, 2010, Euro 23,60.



umso bemerkenswerter ist, wie sie mit diesem Umstand umgehen. Elisabeth Jupiter, die ihre Lieblingswitz nicht einfach nur aufgeschrieben, sondern darüber hinaus eine tiefgehende Analyse der Hintergründe des jüdischen Witzes eingebracht hat, überzeugt mit persönlichen Erfahrungen und Erkenntnissen, aus denen sie schöpfen kann.

Elisabeth Jupiter: No, warum nicht? Der jüdische Witz als Quelle der Lebenskunst, Picus Verlag, Wien 2010, 116 Seiten, 16,90 Euro



Dieses Buch ist eine Biografie, keine Monografie. Es führt uns die Jahre und Jahrzehnte sowie das Umfeld vor Augen, in denen Christian Ludwig, der sich 1966 den Namen Attersee gab, das wurde, was er heute darstellt: einen der bedeutendsten österreichischen Künstler der Gegenwart, aber auch eine öffentliche Gestalt von hoher Prominenz, starkem Einfluss und großer Verbreitung.

Natürlich ist das eine Prädikat vom anderen nicht zu trennen, und gerade bei Attersee ist die Einheit von Kunst und Leben, die alte Obsession der Avantgarde, angestrebt und exemplarisch vollzogen. Die Biografie, die das Leben, und die Monografie, die das Werk in den Mittelpunkt stellt, treffen sich vielfältig.

In einer Moderne der Massenkultur sind die Bilder eingepasst in den Kreislauf der Ver-

wertung und Wiederverwertung, und zwar im umfassenden Sinn dessen, was ein Bild sein kann: ein Gemälde und ein Image, ein Porträt und eine Vorstellung, eine bewusste Setzung und ein Vorurteil. Christian Ludwig Attersees öffentliche Existenz bewegt sich in der Interferenzzone all dessen. Das Buch will diese Zone ausloten.

Daniela Gregori/Rainer Metzger: Christian Ludwig Attersee. Sein Leben. Seine Kunst. Seine Zeit. Christian Brandstätter Verlag, Wien 2010, 320 Seiten, 29,90 Euro

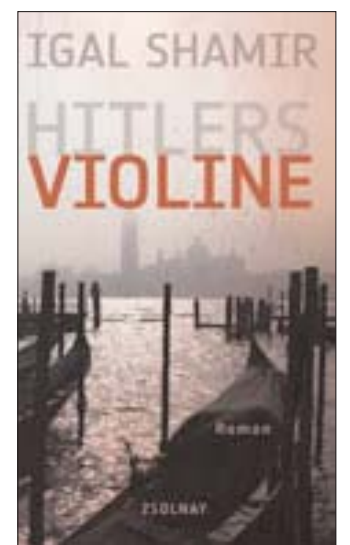
Mitch Albom ist über- rascht, als Albert Lewis, der betagte Rabbi seiner Heimatgemeinde in New Jersey, ihn darum bittet, bei seinem Tod die Trauerrede für ihn zu halten. Er versteht nicht, weshalb der Rabbi ihn dafür ausgewählt hat, denn den Bezug zum Glauben hat er schon lange verloren. Schließlich willigt er unter der Bedingung ein, den Rabbi besser kennenlernen zu dürfen. Und so erfährt er Albert Lewis während der kommenden acht Jahre bei ihren Treffen nicht nur als einen engagierten Mann der Kirche, sondern auch als einen ebenso klugen wie humorvollen Menschen. In dieser Zeit begegnet Mitch Albom in Detroit jedoch auch Henry Covington, einem Pastor mit krimineller Vergangenheit, des-



sen Schicksal eine fast unmöglich scheinende Wandlung erfahren hat. Die beiden Männer lehren Mitch Albom, die Welt und den Glauben mit neuen Augen zu sehen – und er nimmt aus den Gesprächen mit ihnen kostbare Anstöße und Erkenntnisse mit, die sein Leben verändern.

Mitch Albom: Damit ihr mich nicht vergesst. Die wahre Geschichte eines letzten Wunsches, Aus dem Amerikanischen von Sibylle Schmidt, Goldmann Verlag, München 2010, 288 Seiten, 18,50 Euro

Auf einem Schloss in Frankreich, Zweiter Weltkrieg: Gustav Schultz, ein deutscher Geiger, spielt vor Hitler und seinem engsten Kreis. Danach zerschmettert Hitler die Geige und lässt Schultz hinrichten. Ein kleiner Junge wird Zeuge der



Schreckenstat, deren Grund er nicht erfährt. Als er, inzwischen hoher Würdenträger der Kirche in Rom, ein halbes Jahrhundert später den Violinvirtuosen Gal Knobel das Stück von damals spielen hört, will er mit ihm zusammen das Rätsel lösen. Was hat Hitlers Zorn damals so erregt? Ein packender Thriller, der in den Archiven des Vatikan, in Venedig und Paris spielt und um ein musikalisches Geheimnis kreist.

Igal Shamir: Hitlers Violine, Aus dem Französischen von Anja Lazarowicz, Paul Zsolnay Verlag, Wien 2010, 352 Seiten, 20,50 Euro

DER UNVERGÄNGLICHE ZAUBER VON „KAWANA“ UND HOHEM „C“



Joseph Schmidt

Das einst so prächtige jüdische Wien, mit seinen wie Kathedralen in den Himmel gewachsenen Synagogen, mit seinem unvergesslichen Reichtum an Kunst und Kultur, schöpft nicht nur aus der für immer zerstörten Vergangenheit: manchmal gibt es auch Gelegenheit, sich an den Lichtblicken der Gegenwart zu laben.

Von den prächtigen Synagogen ist nur eine einzige zurückgeblieben: unser unvergleichlicher Stadttempel, in dem einst Schuberts Freund, der große Kantor Sulzer, wirkte und dessen Maßstäbe seither die Liturgie in diesem Bethaus bestimmen. Und heute hat Sulzer im Oberkantor Shmuel Barzilai einen würdigen Nachfolger, zur Ehre Gottes und zu unserer aller Freude. Glücklicherweise hat der in Israel geborene Oberkantor die Melodien der Diasporatradition, das Herz des mitteleuropäischen, untergegangenen Judentums, veredelt durch die Musikalität des großen Sulzer, verinnerlicht. Der Schmelz seiner Stimme und vor allem die innige „Kawana“, die seinem Vortrag zugrunde liegt, sind ein Geschenk des Himmels für alle Anwesenden bei seinen Gebeten. Unser Oberkantor ist ein perfekt ausgebildeter Sänger und die Schönheit des in allen Lagen perfekt klingenden Organs macht jede Andacht auch zu einer Lektion von Belcanto. In der hebräischen Sprache gibt es für die Sammlung und den Geist, die jedes Gebet motivieren sollen, die unübersetzbare Bezeichnung „Kawana“: Kawana ist ein Seelenzustand, den der Mensch nicht immer erreichen kann. Ich denke mir, dass unsere wichtigsten Gebete täglich mehrmals wiederholt werden müssen, um den Menschen die Möglichkeit zu geben, wenigstens einmal zur echten Kawana zu gelangen: zum Abstreifen alles Irdischen im Streben nach voller Verinnerlichung der Heiligkeit Gottes und seine Anrufung aus voller Seele und reinem Herzen, mit tiefster Absicht. In der weltlichen Musik hat nur der Sänger uns wirklich was zu sagen, dem die Noten helfen, den Worten die innerste Bedeutung einzuhauchen und uns alle Gefühle der Seele klarzumachen und zu vermitteln, bis zum triumphalen hohen „C“.

Man kann sagen: im liturgischen Gesang ist die höchste Stufe der Kawana das hohe „C“ der Ausdruckskraft des Kantors. Zum Beneiden ist der Kantor – und seine Gemeinde – der, wie Shmuel Barzilai, nicht nur mit Inbrunst den höchsten Grad der Kawana erreichen kann, sondern ebenso meisterhaft das hohe „C“.

Schmuel Barzilai wollte, dass die Vorstellung seiner neuesten CD der Erinnerung eines anderen Kantors, dem König des hohen „C“, Joseph Schmidt gewidmet sein sollte. In einer total überfüllten Matinee im Jüdischen Museum stellte der allbekannte Opernfachmann und Sängerexperte Gottfried Cervenka den unvergesslichen Filmstar und Sonderklassetenor vor.

Die Geschichte von Joseph Schmidt müsste jeder Generation wiedererzählt werden. Das kann Gottfried Cervenka meisterhaft tun: er liebt die Musik, ist ein echter Fachmann und vor allem liebt er von Herzen die Sänger, die uns mit der Schönheit ihrer Stimmen, mit der Ausdruckskraft ihrer Seelen immer wieder verzaubern. Und Joseph Schmidt muss man natürlich lieben. Er war der erste, der die Noten der großen Tenorarien in mein kindliches Herz für alle Zeiten eingravierte: mit dem Schmelz seiner Stimme, mit der Wortdeutlichkeit seiner sich einprägenden Diktion, mit der Einfachheit wahrer Noblesse, und wer singt nicht bis heute seine Lieder, die die

Radiowellen zum Schwingen brachten? Es hat seit Entstehung des Musiktheaters viele große jüdische Sänger gegeben, aber keiner brachte so sehr wie er die jüdische „Neschume“, die Kawana, in die Opernarien ein. Von Kind an sang Joseph Schmidt in der Synagoge und war später ausgebildeter Kantor. Der kleine Mann mit der großen Stimme und dem großen Herzen kam zur falschesten Zeit auf die Welt (1904): die k.u.k. Monarchie, die große jüdische Heimat, ging ihm

Der kleine Mann mit der großen Stimme und dem großen Herzen kam zur falschesten Zeit auf die Welt (1904): die k.u.k. Monarchie, die große jüdische Heimat, ging ihm verloren, als er zehn Jahre alt war.

verloren, als er zehn Jahre alt war. Die große Karriere, die er 1933 in Berlin begann, konnte er später in Wien nur bis 1938 fortsetzen. Sein Leben endete 1942 im Nebenraum eines Wirtshauses in der Schweiz, auf dem Weg zurück in das Lager, wo man ihn im Land der Eidgenossen, in einem Nazi-

ähnlichen KZ gefangen hielt: die Tragik seines kurzen Lebens, eine vom Schicksal verfasste Oper.

Joseph Schmidt stammte aus einem kleinen Dorf neben Czernowitz und wuchs in diesem großen jüdischen Zentrum auf, eine Symbiose von Völkern und Religionen im Vielvölkerstaat, wo er sich als Junge einen Namen als Kantor machte. Er aber wollte hinaus in

die Welt, um die Opernhäuser zu erstürmen, was ihm ohne Mühe gelungen wäre. Sein Tenor war mächtig und bestens bis in die höchsten Lagen ausgebildet, seine Diktion und seine Musikalität konnten jeden begeistern, aber seiner Statur fehlte das, was seine Stimme reichlich besaß: die Höhe. Joseph Schmidt war ein sehr männlicher und schöner Mensch, aber auch weniger als 1,60 m groß. Die einzige Möglichkeit, die er hatte, sich der Kunst und dem Gesang zu widmen,



Shmuel Barzilai

war der damals noch sehr junge Tonfilm, der ihn bald über alle Maßen berühmt und beliebt machte. Seine Lieder gingen wahrlich um die Welt, bis nach Amerika, von wo er aber aus Sorge um seine Mutter ausgerechnet 1938 wieder nach Europa zurückkehrte. Es begann für ihn eine lange Flucht durch viele Länder, bis er schließlich in einem Lager in der Schweiz endete, wo die Lebensbedingungen für die Flüchtlinge so unmenschlich waren, dass er mit nur 38 Jahren daran zugrunde ging. Man müsste diesem prominenten Opfer der Shoah, diesem außergewöhnlichen Künstler, diesem großen kleinen Mann, viel mehr Aufmerksamkeit und Erinnerung widmen, zu unserer persönlichen Freude und Trauer über das, was uns und der Welt verloren ging.

Rita Koch

Wenn ein Autor wie Ralph Giordano sein Tagebuch veröffentlicht, ist man als potentieller Leser erst einmal hin- und hergerissen. Auf der einen Seite würde man die Aufzeichnungen allein schon deshalb lieber gestern als heute zur Hand nehmen, um mehr über die private Seite jenes Schriftstellers zu erfahren, dessen Bücher man stets mit Begeisterung und großem Gewinn gelesen hat. Andererseits aber ist die Lektüre des Tagebuchs eines geschätzten Autors immer auch ein großes Wagnis. Denn nur allzu schnell kann so manches bewunderte Werk seinen Zauber verlieren, wenn man sich seinem Autor zu stark nähert.

In Giordanos Fall indes kann glücklicherweise Entwarnung gegeben werden. Der 1923 in Hamburg geborene Publizist umschiff in *Mein Leben ist so sündhaft lang* spielend den schmalen Grat zwischen ausführlicher Beschreibung seines Alltags und selbstverliebter Nabelschau. Überhaupt ist das Tagebuch brillant geschrieben und von bestechender Eindeutigkeit. Dabei hatte Giordano sich nach seiner vor drei Jahren erschienenen Autobiografie *Erinnerungen eines Davongekommenen* eigentlich vorgenommen, nie wieder ein Buch zu schreiben.

Und doch hat nun Giordano für neues Buch Nummer 21 genau ein Jahr lang, von seinem Geburtstag im März 2009 bis zu seinem Geburtstag im März 2010, geschrieben und sich und seine Zeit kritisch und selbstkritisch unter die Lupe genommen. Ob es um die dramatischen Aufstände der Oppositionsbewegung in Iran, die Zunahme des Rechtsextremismus in Ostdeutschland oder die türkisch-muslimischen Parallelgesellschaften geht – es sind Aufzeichnungen, die verdeutlichen, wie eng sein Leben mit den großen Strömungen und Bewegungen unserer Zeit verbunden ist.

Darüber hinaus zeigt das Tagebuch Giordano von einer Seite, die seinem – fälschlicherweise entstandenen – Image als notorisch islamophoben Publizisten fundamental widerspricht. Geradezu ergreifend ist beispielsweise die Szene, in der er im ICE von Berlin nach Köln zwei kleine türkische Kinder be-

obachtet und feststellt: „Sofort ist in mir das alte Grundgefühl da, stärker als alles andere: sie zu beschützen“. Und weiter: „Ich sehe ihnen nach und habe dabei nur einen, einen einzigen Gedanken: Es soll ihnen gutgehen, es soll ihnen, verdammt noch mal, gutgehen!“

Wer also, wie etwa die vom Verfassungsschutz als rechtsextrem eingestufte Bürgerbewegung „Pro Köln“, in Giordano einen „Tür-

WEIL NICHTS VERGESSEN IST, WAS VON DAMALS KOMMT



kenschreck“ oder gar einen „Antiislamguru“ sieht, wird hier eines Besseren belehrt. Auch an anderen Stellen des Buches wird deutlich, dass es stets die Anteilnahme am Schicksal von benachteiligten und unterdrückten Menschen ist, die Giordano seine Stimme erheben lässt – ganz gleich, ob es sich um Christen, Roma, Sinti, Juden oder eben Muslime handelt.

Gleichwohl schaut Giordano genau hin, was er unter dem Mikroskop seiner späten Tage zu sehen bekommt. Er erteilt integrationsabstinenten Migranten auf der einen Seite sowie deutschen Multikulti-Illusionisten auf der anderen Seite entschieden eine Absage.

Gewohnt klar und deutlich benennt er die anti-emanzipatorischen und menschenrechtsfeindlichen Elemente des politischen Islam. Er selbst sieht dieses Eintreten für eine offene Gesellschaft als seinen persönlichen Beitrag zur Verteidigung jener Staats- und Gesellschaftsordnung, deren Untergang in der Weimarer Republik erst den Aufstieg der Nationalsozialisten ermöglichte und somit auch das Schicksal des späteren Holocaustüberlebenden Ralph Giordano und seiner Familie maßgeblich bestimmte.

„Weil nichts vergessen ist, was von damals kommt“, kommen Giordano auch mehr als sechs Jahrzehnte später unwillkürlich immer wieder die Erinnerungen an die NS-Zeit in den Sinn. Deren letzte Monate überlebte er, in einem Keller vor den Nazis versteckt, mit seine Eltern und seinen zwei Brüdern unter unvorstellbaren Bedingungen. Dafür zu sorgen, dass solches Unrecht nie wieder passiert, ist und bleibt sein Lebensthema. Nur folgerichtig beschäftigt er sich damit auch in seinem Tagebuch. Im September 2009, am Tag der Bundestagswahl, notiert er: „Auch an diesem Tag oder gerade an ihm spüre ich, dass ich alles, was geschieht, daraufhin abklopfe, ob es meinem Vertrauen in die Stabilität der demokratischen Republik nützt oder schadet.“ Und immer wieder fragt er sich: „Wird es mal einen Tag geben, der mich nicht an die Nazizeit erinnert?“

Auch wenn man ihm es vom Herzen wünscht, wird sich dieser Wunsch angesichts der Intensität und Dramatik seiner Überlebensgeschichte vermutlich nicht erfüllen. Stattdessen wird Giordano ohne jeden Zweifel weiterhin Buch um Buch veröffentlichen. Bereits im kommenden Jahr soll ein Band mit einer Auswahl seiner Reden, Vorträge und Lesungen der vergangenen zehn Jahre erscheinen. Migration und Integration – *Allah auf leisen Sohlen* ist für den Herbst 2013 geplant. Sein 21. Buch wird also noch lange nicht sein letztes gewesen sein. Und das ist auch gut so.

Philipp Engel

Ralph Giordano: Mein Leben ist so sündhaft lang. Ein Tagebuch. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2010, 304 S., 19,95 Euro.

DIE FREIHEIT KAM IM MAI

Darf unübertreffbare Bestialität, die Menschen Menschen angetan haben, künstlerisch dargestellt werden?

Viele sagen, dass der Ausdruck, der sich in der weltberühmten „Mauthausen Cantata“ manifestiert, den höchsten Ansprüchen gerecht wird. Lange Zeit war sie vergriffen, jetzt ist sie, zusammen mit dem gerade erschienenen Buch von Iakovos Kambanellis „Die Freiheit kam im Mai“, wieder verfügbar. Iakovos Kambanellis hat die Lyrik, die Mikis Theodorakis vertont hat, gedichtet. Kambanellis Buch ist der Schlüssel zur Cantata.

Iakovos Kambanellis, er lebt 88-jährig in Athen, ist der berühmteste Bühnen- und Filmautor Griechenlands. Er war Häftling im Konzentrationslager Mauthausen, sein Buch darüber, das in Griechenland weit mehr als dreißig Mal aufgelegt wurde, und dort als Standardwerk geschätzt wird, liegt jetzt zum ersten Mal nach 45 Jahren in deutscher Sprache vor, wunderbar übersetzt von Elena Strubakis.

Das Buch unterscheidet sich in vielerlei von der einschlägigen Literatur. Von einem Dichter verfasst, ist die Sprache besonders intensiv und eindringlich, der Aufbau des Buches klug. Das Buch beginnt mit dem Tag der Befreiung, dem 5. Mai 1945, und schildert auf ungefähr der Hälfte seines Umfangs die Zeit im Lager nach der Befreiung und die Kontakte mit den Bauern und Dorfbewohnern der umliegenden Region. Ungezählte Häftlinge mussten nach der Befreiung monatelang im Lager ausharren, weil sie eine Reise nicht überlebt hätten. Wie schaut Normalität aus, wie entwickelt sich Alltag, wie begegnen einander Frauen und Männer, die vorher rigoros separiert waren, wie suchen ehemalige Häftlinge im befreiten Lager das Leben? Zeigt die Bevölkerung den ehemaligen Häftlingen gegenüber Empathie oder belügen und betrügen sie sie, was unter-



nehmen die Frauen der geflüchteten SSler, welche „Erziehungsmaßnahmen“ für die Einheimischen werden von den ehemaligen Häftlingen gesetzt, welche Racheakte unternommen? Das alles kommt in der einschlägigen deutschsprachigen Literatur gar nicht oder kaum zur Sprache, jedoch in Kambanellis' Werk. In die Schilderung der Zeit nach der Befreiung flicht er Rückblicke in die Zeit vor der Befreiung. Er schildert das Leben der Spanier, der Italiener, der Russen und besonders der Griechen im Lager, ihre Einstellungen, ihre Lebensklugheit, ihre Dreistigkeit und ihre Tricks, wie sie die SS überlisteten, und die Bedeutung der Griechen insgesamt für das KZ Mauthausen. Griechenland schickte dreimal die Freiheit, auf dass sie an die Tür von Mauthausen klopfte. Das erste Mal, als das Lager erfuhr, dass die Griechen Mussolini besiegt hatten; das zweite Mal, als Athener eines Nachts die Akropolis erklimmen, die Hakenkreuzfahne herunterholten und auf sie schissen; das dritte Mal, als Andonis, ein Grieche, im Graben des Stein-

bruchs den SSler durch seine Kühnheit, vor allem durch seine Menschlichkeit bezwang.

Nach der Befreiung befanden sich ungefähr 200 Griechinnen im Lager, die nach Palästina wollten. Der amerikanische Kommandant war von seinen Vorgesetzten angehalten, diese Reise zu verbieten. Als die Frauen Kambanellis baten, sie nicht alleine zurück zu lassen, versprach er ihnen spontan, mit ihnen im Lager zu bleiben, bis sie abreisen konnten. Dadurch gefährdete er die Beziehung zu Jannina – zwischen den beiden hatte sich Liebe eingestellt –, der einzigen Person aus Litauen, die sich im Lager befand. Der amerikanische Kommandant widersetzte sich den Anordnungen seiner Oberen und ließ schließlich die Menschen, die nach Palästina wollten, nach Italien abreisen. An dieser Fahrt nahm Kambanellis ein Stück weit teil, weil er zum Rendezvous zu seiner Jannina nach Italien wollte, die mit ihrem Ehemann, der sie in unzähligen KZs gesucht hatte, vorausgereist war.

So gut wie jeder Grieche und jede Griechin wissen, dass Iakovos Kambanellis im KZ Mauthausen war, nicht alle haben sein Buch darüber gelesen, aber alle wissen davon. Der Autor dieses Beitrages hat wiederholt erlebt, dass sich in einer Taverne irgendwo in Griechenland unvermittelt eine Stimme oder die Stimmen eines Tisches erhoben, und ein Lied aus der Mauthausen Cantata gesungen wurde und die Gespräche der anderen Gäste wurden leise oder verstummten.

Von der beigelegten CD ist die Live-Aufnahme vom 7. Mai 1995 des Konzerts zu hören, das Maria Farantouri im ehemaligen KZ gesungen hatte. Mikis Theodorakis dirigierte, Iakovos Kambanellis sprach. Auf Hebräisch singt die Cantata Elinor Moav Veniadis, aufgenommen 1995 in Tel Aviv und dirigiert von Jossi Ben-Nun. Auf Englisch wird sie von Nadia Weinberg gesungen und dirigiert von Alexandros Karozas, aufgenommen 1995 und 1999 in Frankfurt am Main. Das Schlusswort spricht Simon Wiesenthal.

Rikardos

Ephelant Verlag, A – 1010 Wien,
Plankengasse 7: +431 513 48 58;
ISBN: 978-3-900766-17-7 € 22,00;
ISBN: 978-3-900766-18-4 mit CD € 34,00



EHRUNG FÜR BARBARA PRAMMER

Die Österreichischen Freunde der Jerusalemer Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem haben die Erste Präsidentin des Nationalrates, **Frau Mag.a Barbara Prammer**, zur Ehrenpräsidentin der Gesellschaft ernannt. Gastgeber des Abends war der Linzer Vizebürgermeister MMag. Klaus Luger. Er bezeichnete es als Genugtuung, dass die Ehrung im Alten Linzer Rathaus stattfindet. 1938 sei von einem Balkon des Hauses der Anschluss Österreichs an Nazi-Deutschland verkündet worden. Heute hätten hier die Freunde von Yad Vashem das Sagen.

Israels **Botschafter Aviv Shir-On** bezeichnete es als persönliche Freude, dass die österreichische Parlamentspräsidentin zur Ehrenpräsidentin der Freunde von Yad Vashem ernannt werde. Sie vertrete nicht nur ihre Wähler, sondern das ganze österreichische Volk. Es gebe daher keine bessere Persönlichkeit, um hierzulande die Ziele der Jerusalemer Gedenkstätte zu unterstützen und voranzubringen. Die Österreichischen Freunde von Yad Vashem seien keine politische Organisation, betonte Vorsitzender **Günther Schuster** in seiner Rede. Es sei jedoch die Aufgabe des Vereines, jene Menschen in Österreich zu stärken, die vehement

gegen das Aufkeimen rassistischer und totalitärer Tendenzen kämpfen. In besonderer Weise treffe das auf die Erste Präsidentin des Nationalrates, Mag.a Barbara Prammer, zu. Schuster hob in seiner Laudatio das unermüdete Engagement Prammers für die Versöhnung, für die Entschädigung der NS-Opfer, sowie gegen das Verharmlosen des Nationalsozialismus hervor. Nach der Überreichung der Ehrenurkunde durch den Vorsitzenden des österreichischen Freundeskreises schilderte Nationalratspräsidentin Mag.a Prammer ihr persönliches Schlüsselerlebnis in der Auseinandersetzung mit dem Holocaust: Während ihres Studiums habe sie eine Arbeit über Kinder in den Konzentrationslagern geschrieben. Die Literatur zu diesem Thema habe sie als junge Mutter zweier Kinder zutiefst betroffen gemacht. Seither setze sie alles daran, den nachfolgenden Generationen – und auch ihrer eigenen – die Augen über den Holocaust zu öffnen und nicht darüber zu schweigen. Das sei ihr zum Leitmotiv geworden.

Prammer dankte den Mitgliedern der Freundesgesellschaft für ihr jahrelanges Engagement. Die Ehrung nehme sie als Motivation, dort weiterzumachen, worin sie sich selbst seit Jahren engagiere.

ERFOLGREICHES FESTIVAL

Das **7th KlezMORE Festival Vienna** fand zwischen 6. und 21. November statt. Der programmatische Bogen spannte sich dabei für das KlezMORE Festival typisch von zeitgenössischen Interpretationen der Klezmer-Musik mit all ihren Möglichkeiten bis zur Pflege der Vielfalt ihrer traditionellen Formen. Ergänzt wurde dieses Musik-Programm durch ein umfangreiches Rahmenprogramm mit Kabarett, Filmen, Vorträgen, einem Rundgang durch den Währinger Jüdischen Friedhof, Führungen und nicht zuletzt den vom Wiener Musiker Fabian Pollack geleiteten Sessions im Tachles, die den MusikerInnen des Festivals Gelegenheit gaben, sich über ihre Konzert-Programme hinaus musikalisch auszutauschen. Eingebettet zwischen Eröffnungsgala im Porgy & Bess mit einem Doppelkonzert von Otto Taussig & Clezmer Connection und dem argentinischen Lerner Y Mofuilevsky Duo und der Abschlussgala im

Theater Akzent mit dem Zusammentreffen des Ensemble Klesmer Wien und der Sängerin Tini Kainrath fand sich eine Vielzahl von Highlights. Im würdigen Rahmen der Kirche am Gaußplatz trat beispielsweise Timna Brauer gemeinsam mit dem Elias Meiri Ensemble auf. Amanda Rotter präsentierte mit ihrer Band Mandys Mischpoche eine einzigartige Melange aus Wienerliedern, jiddischen und sephardischen Volksliedern, kroatischen Weisen, griechischen Tänzen, türkischen Balladen, russischen Melodien und natürlich auch ausgewählten Klezmer-Stücken. Oy Division, bestehend aus fünf Musikern aus Tel Aviv, ließ den Geist jüdischer Musik, wie sie vor dem zweiten Weltkrieg gespielt wurde, lebendig werden. Jedes der vielen Konzerte, jede Veranstaltung fügte sich in ein Mosaik, das in seiner Gesamtheit eine Verortung und Bestandsaufnahme aktueller Klezmerkultur ermöglichte.

Iakovos Kambanellis

Die Freiheit kam im Mai
erstmals aus dem Griechischen ins
Deutsche übersetzt von Elena Strubakis
mit der

CD „Mauthausen Cantata“

Text: Iakovos Kambanellis

Musik: Mikis Theodorakis

Begleitende Worte: Simon Wiesenthal

Anmerkung zum Zyklus „Mauthausen“:

Der Zyklus „Mauthausen“ entstand während der Auseinandersetzung mit dem Werk „Mauthausen“ von Iakovos Kambanellis. Die Beschäftigung mit dem Thema „Holocaust“ war Teil der Übersetzungsarbeit von Elena Strubakis während der letzten sieben Jahre. Die „Verarbeitung“ in Kunst half der Übersetzerin, dem großen Autor in seiner Ausdrucksweise gerecht zu werden. „Der Schlot“ stellt das Grauen über die Massenmorde dar, „Hopeless lost“ die Leere und das Entsetzen, das das KZ evoziert.

Elena Strubakis: „Das dritte Werk „Die Donau so blau“ entstand, nachdem mir durch Iakovos Kambanellis' Bericht klar wurde, dass die viel besungene „blaue Donau“, nach der auch der von mir geliebte, berühmte, wunderbare Walzer genannt wird, so vieler ermordeter Menschen letzte „Tränenstation“ ist. Das vierte Werk „Die Freiheit kam im Mai“ stellt die Befreiung des KZs Mauthausen dar, aber auch meine Befreiung von der Bürde und Verantwortung – symbolisiert durch die blaue Blume –, die schrecklichen Ereignisse getreu und dem Stil des großen Dichters entsprechend, und nur ihn sprechen lassend, zu übersetzen.“



ירושלים

CHARDONNAY 1999
KOSHER כשר

WOHLMUTH®

ALLEN BEKANNTEN,
FREUNDEN SOWIE
UNSEREN KUNDEN
ENTBIETEN WIR DIE
BESTEN

FEIERTAGSWÜNSCHE
**Gerhard Wohlmuth
und Familie**

SÜDSTEIRISCHES WEINGUT
8441 FRESING 24 - KITZECK
☎ 03456/2303 FAX 03456/2121
www.wohlmuth.at
wein@wohlmuth.at

belauscht & beobachtet

● Im imperialen Rahmen der Wiener Hofburg überreichte Bundespräsident **Heinz Fischer** das Große Goldene Ehrenzeichen mit dem Stern Oberrabbiner **Chaim Paul Eisenberg** für seinen jahrelangen Einsatz gegen Diskriminierung, Rassismus und Fremdenfeindlichkeit. Danielle Spera unterstrich in ihrer Laudatio den Humor und die Humanität des Ausgezeichneten. Paul Chaim Eisenberg wurde am 26. Juni 1950 in Wien geboren, sein Vater Akkiba überlebte die Shoah in Un-



garn und war Oberrabbiner bis zu seinem Tode im Jahre 1983. Das Amt seines Vaters übte stets einen großen Einfluss auf sein Leben aus und so unterbrach Paul Chaim sein Mathematikstudium, um in die Fußstapfen seines Vaters zu treten und ging in die Rabbinerschule nach Jerusalem. Hervorzuheben ist vor allem sein soziales Engagement im interreligiösen und gesellschaftlichen Bereich. Das ganz Besondere an ihm ist, dass er stets die richtigen Worte findet und jeder, der seinen Rat sucht, eine kluge und besonnene Antwort erhält. Seiner Überzeugung nach ist die Vielfalt der Menschen die Essenz unseres Daseins und ihm ist es zu danken, dass die Einheit der jüdischen Gemeinde in Wien gewahrt ist. In seiner Dankesrede betonte Chaim Paul Eisenberg, dass er den Stern im Gedenken an alle, die einmal einen anderen Stern tragen mussten, widme. Er dankte auch seiner Frau, die im stets zur Seite gestanden ist. Sein großer Traum wäre es, den Friedensnobelpreis zu erhalten, damit es endlich zu einem Frieden im Nahen Osten käme und das jüdische Volk die ersehnte Ruhe genießen könnte.

● Ihre große Beliebtheit in Israel stellten der Österreichische **Botschafter Mag. Michael Rendi** und seine Frau, **Dr. Rendi-Wagner**, wieder einmal unter Beweis. Anlässlich des österreichischen Nationalfeiertages folgten der Einladung heuer so viele Menschen wie nie zuvor. Botschafter Rendi unterstrich in seiner Ansprache die ausgezeichneten Beziehungen beider Staaten und erwähnte die im letzten Jahre stattgefundenen Staatsbesuche von Bundeskanzler Fayman, Vizekanzler Pröll sowie anderer Bundesminister. Auch in der zweijährigen Amtszeit Österreichs als nichtständiges Mitglied des Weltsicherheitsrats der Vereinten Nationen hat es konsequent die Sanktionen gegen den Iran – wegen dessen Nuklearprogramms unterstützt. Israels Ministerpräsidentenstellvertreter Mosche („Bogey“) Ya'alon wies in seiner Rede eben-



Botschafter Mag. Michael Rendi
und Moshe Ya'alon

falls auf das ausgezeichnete Verhältnis zwischen den beiden Staaten hin. Die am Golan stationierte österreichische UNO Truppe war für das Kulinarische verantwortlich. Musikalisch betreut wurde der Abend von sechs Musikern der Tiroler Militärmusik, die von allen Anwesenden mit viel Vergnügen aufgenommen wurde.

● Anlässlich des **90-jährigen Jubiläums von WIZO** luden die Damen zu WIZO Gala in die Nationalbank ein. Im Jahre 1920 gründete **Rebecca Sief**, gerade aus einer Reise von Palästina zurückgekehrt, in London die-



Sonja Kato

sen nun weltweit anerkannten und äußerst effizienten Frauenverein, dessen Ziel es vor allem war, die Ausbildung von Mädchen und jungen Frauen zu fördern. Später kamen dann Kinderheime und andere humanitäre Aufgaben hinzu. WIZO hat maßgebend für die Gleichstellung der Frauen gekämpft und erfolgreich ein Gesetz gegen Gewalt in den Familien durchgesetzt. Heute betreut die WIZO über 800 Institutionen in Israel und zählt über 200.000 Mitglieder. Die Präsidentin von Wizo in Österreich, Frau **Dr. Hava Bugajer**, dankte vor allem dem Gouverneur der Österreichischen Nationalbank, **Professor Dr. Ewald Novotny**, für das historische Ambiente. Festredner **Michael Friedmann** zeigte Respekt und Hochachtung für die Aktivitäten der Damen, die wichtige politische und soziale Aufgaben erfüllen. Auch **Botschafter Aviv Shir-On** sowie der aus Israel angereiste Unterrichtsminister Gideon Sa'ar zollten den WIZO-Damen Respekt. Mit einer speziellen Ehrung wurde Frau **Sonja Kato** für ihr Engagement für WIZO bedacht. Souverän führte die Präsidentin von Wizo Aviv, **Sharon Turkhof Nuni**, durch den Abend. Musikalischer Höhepunkt – der hervorragende **Aliosha Biz** mit seiner Violine.



Michael Friedmann

reichtliche Nationalbank, **Professor Dr. Ewald Novotny**, für das historische Ambiente. Festredner **Michael Friedmann** zeigte Respekt und Hochachtung für die Aktivitäten der Damen, die wichtige politische und soziale Aufgaben erfüllen. Auch **Botschafter Aviv Shir-On** sowie der aus Israel angereiste Unterrichtsminister Gideon Sa'ar zollten den WIZO-Damen Respekt. Mit einer speziellen Ehrung wurde Frau **Sonja Kato** für ihr Engagement für WIZO bedacht. Souverän führte die Präsidentin von Wizo Aviv, **Sharon Turkhof Nuni**, durch den Abend. Musikalischer Höhepunkt – der hervorragende **Aliosha Biz** mit seiner Violine.

● Auf Einladung der Österreichischen Freunde von Yad Vashem in Linz hielt die vielfach preisgekrönte Autorin, Literaturwissenschaftlerin und Holocaust-Überlebende **Ruth Klüger** eine Lesung. Vor rund 150 ZuhörerInnen trug sie in der Pädagogischen Hochschule der Diözese ausgewählte Texte aus ihren Büchern vor. Ruth Klüger, 1931 in Wien geboren, erfuhr in ihrer Kindheit die systematische Ausgrenzung der JüdInnen aus dem öffentlichen Leben. Als Elfjährige wurde sie ins Konzentrationslager Theresienstadt deportiert und überlebte auch die Gräueltaten in Auschwitz und Christianstadt. Nachdem sie 1947 mit ihrer Mutter in die USA ausgewandert war, studierte sie dort Bibliothekswissenschaften und Germanistik. Ruth Klüger war Professorin unter anderem an der Princeton University sowie auch an der Universität Göttingen, arbeitete als Literaturwissenschaftlerin und schrieb mehrere Bücher, wie „weiter leben. Eine Jugend“, „unterwegs verloren. Erinnerungen“ oder das kürzlich erschienene „Was Frauen schreiben“. In ihrer Lesung nahm sie die ZuhörerInnen in verschiedene Etappen ihres Lebens mit. In schonungsloser Ehrlichkeit und Authentizität schilderte die zierliche Universitätsprofessorin, wie sie von der „Jauche der Vergangenheit“ nicht loskomme. Ruth Klügers Lesung vermochte weit mehr, als den Anwesenden nur einen Einblick in ihr Leben zu vermitteln. Die Kunst ihrer Sprache hinterließ vielschichtige Bilder in den Köpfen, wie sie nicht einmal ein Film vermitteln kann.



Ruth Klüger

● Im Jüdischen Museum und bei einem Symposium im alten AKH war der Zeitzeuge **Siegfried Ramler** in Wien zu Gast. Der gebürtige Wiener und Simultanübersetzer ist einer der letzten Zeitzeugen der Nürnberger Prozesse. Die Verfahren gegen die höchsten Mitglieder der NS-Führungsriege begannen vor 65 Jahren, am 20. November 1945. Aus zeitgeschichtlicher und juristischer Perspektive sind die Nürnberger Prozesse von herausragender Bedeutung. Der Aufbau und Ablauf der Prozesse ist bis heute maßgebend für die Internationale Strafgerichtsbarkeit. Die Wiener SPÖ-Bildung lud Siegfried Ramler nach Wien ein und bot so einem breiten Publikum die Möglichkeit, seinen Ausführungen und Kommentaren zu folgen. Ramler war der zuständige Übersetzer von Hermann Göring und anderen hochrangigen Nationalsozialisten. Er ist ein wichtiger Zeitzeuge für eines der wichtigsten Ereignisse der unmittelbaren Nachkriegszeit, der juristischen Aufarbeitung der Verbrechen des NS-Regimes, in Österreich geboren und wuchs in der Wiener Leopoldstadt auf. Er flüchtete mit einem der Kindertransporte bereits in frühen Jahren nach London. Während des Krieges lebte er in



Siegfried Ramler

London. Während des Krieges lebte er in

Brühl
NEUE MODE EINBLICKE

Fräulein & Gendarm
Kohlmarkt 11, 1010 Wien

Brühl
Ybbsstraße 5, 1010 Wien

Brühl & Söhne
Schemelgasse 12, 3010 Graz

Brühl & Söhne
Hauptplatz 5, 3010 Graz

Offenlegung nach § 25 des Mediengesetzes: Gesellschaft nach ABGB. Geschäftsführer und Gesellschafter: Dr. Joanna Nittenberg 60 Prozent und Mag. F. C. Bauer 30 Prozent, Dr. Ronald Nittenberg 10 Prozent. 1010 Wien, Judengasse 1a. Blattlinie: Unabhängige, internationale Zeitschrift für völkerverbindende Toleranz und interkonfessionelle Verständigung. Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Illustrierte Neue Welt, Dr. Joanna Nittenberg, Mag. F. C. Bauer. Chefredakteur Dr. Joanna Nittenberg, alle 1010 Wien, Judengasse 1a, Tel. 535 63 01. Konto Bank Austria: 109 100 73 200. Druck: Koisser, 1070 Wien, Zieglergasse 77, Tel. 523 55 73.

Demmers Teehaus wünscht
allen Kunden ein frohes Fest!



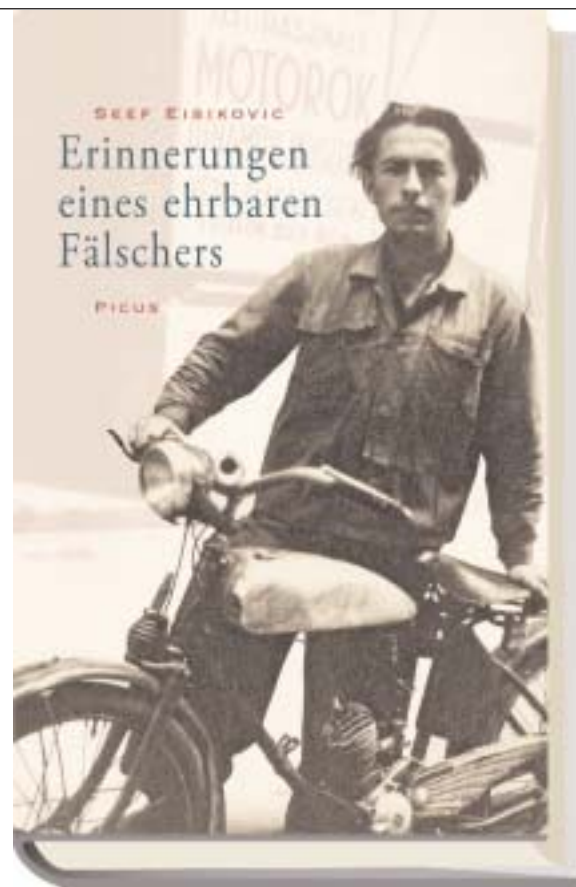
DEMERS TEEHAUS finden Sie in:
1010 Wien, Märlkerbastei 5 • 1030 Wien, Landstraßer Hauptstraße 31 • 1060 Wien, Linke Wienzeile 4
1070 Wien, Gerngroß (Eingang Kirchengasse) • 1220 Wien, Donauzentrum, Top 144 • 2334 Vösendorf
SCS, Top 247, Galerie • 3107 St. Pölten, Traisenpark • 5020 Salzburg, Europark • 7000 Eisenstadt
Hauptstraße 30a • 8020 Graz, CityPark, Lazarettgürtel 55 • www.demmers.at

London und arbeitete in einer Waffenfabrik. Gegen Kriegsende schloss er sich freiwillig den alliierten Truppen als Dolmetscher an. Als Siegfried Ramler von den Nürnberger Prozessen erfuhr, reiste er in Erkenntnis der Bedeutung der Prozesse eigenständig nach Nürnberg, anstatt – wie befohlen – nach England zurück. Er wurde dem Team der amerikanischen Anklage unterstellt und war über den gesamten Zeitraum der Prozesse in Nürnberg anwesend. Einen Teil seines um-

fangreichen Wissens und seiner Erfahrungen hat er in seinem Buch: „Die Nürnberger Prozesse“ niedergeschrieben. Für seine Verdienste wurde Siegfried Ramler der Goldene Rathausmann verliehen. Auch Maximilian Schell wurde geehrt, der für seine Rolle in „Das Urteil von Nürnberg“ (1961) den Oscar erhielt. Der Film basiert unter anderem auf der Dokumentation des damaligen Prozessverlaufes, die unter Mitwirkung Ramlers erstellt wurde.



● Heuer ging der **Dr. Alexander Friedmann Preis**, der damit Engagement für traumatisierte Flüchtlinge und MigrantInnen würdigt, an das Bildungs-, Beratungs- und Therapiezentrum für Immigrantinnen Peregrina in Wien und an das Interkulturelle Beratungs- und Therapiezentrum Zebra in Graz. Der Preis, der mit 10.000 dotiert ist, wurde durch das Psychosoziale Zentrum ESRA bereits zum zweiten Mal vergeben. Migration als solche stellt bereits eine Form der Schwerstraumatisierung dar. Menschen, die ihr Land verlassen, müssen den Verlust ihrer Kultur, ihrer Sprache, der vertrauten Umgebung und wichtiger Bezugspersonen bewältigen. Viele MigrantInnen haben zudem Krieg, Vertreibung, Verfolgung und Gewalt erlebt. Sie kommen in ein Land, in dem sie nicht willkommen sind und das wenig Verständnis für ihre Probleme hat. Mit Peregrina und Zebra wurden zwei Organisationen ausgezeichnet, die bereits seit mehr als 20 Jahren auf diesem Gebiet tätig sind und mit einem vielfältigen Beratungs- und Bildungsangebot, vor allem aber mit Psychotherapie Unterstützung bieten. Die Festrede bei der Preisverleihung hielt Mag. Heinz Patzelt, Generalsekretär von Amnesty International Österreich. Univ.Prof. Dr. Heinz Katschnig, Leiter des Ludwig Boltzmann Instituts für Sozialpsychiatrie, und Mag. Gerda Netopil, Leiterin der Sozialen Arbeit in ESRA, würdigten die Arbeit der beiden Preisträgerinnen.
INW-Adabei



»Die Erinnerungen lesen sich trotz aller Gräueltaten und Gemeinheiten im Inferno einer einstürzenden Welt spannend, fast heiter, jedenfalls nie verbittert, bedrückend oder moralisierend. Man findet im Buch eine Art von Würde, Witz und wacher humanistischer Weltsicht, die man an der Generation heute schmerzlich vermisst.«
Kurier

<p>Flusskreuz 6 / 1020 Wien Tel: 01 / 212 54 00, Fax: 01 / 212 54 00 -40 Email: toc@toreisen.at, Web: www.toreisen.at</p>	
<p>ELZVAL7NE HOME / AWAY FROM HOME</p> <p>„€299.-“</p> <p><small>inkl. 14-tägige Reise – Abreise bis Wien Separate Sitzplätze, kostenloser Reiseversicherung, Flugzeug- und Gepäckversicherung Januar: 15.11 – 15.12.2010, Apr: 10.01 – 31.01.2011</small></p>	<p>ISRAEL Mietwagen Spezial Kategorie B / Woche „€139.-“</p> <p><small>inkl. Fahrer, 104 km Vollkilometerleistung inkl. Selbstkosten</small></p>
<p>Weitere TOP-Angebote:</p> <ul style="list-style-type: none"> - Spezielle Gruppenreise Kitzbühel Antares ab 89,- € (inkl. 14-tägige, Hochzeit, Nassabende, Rundreisen) - Miketuhos zu unschlagbarem Preis - Hotelaufenthalt Jerusalem, Toles Meer, Blatit - Kibbutzim - und viele weitere tolle Angebote 	<p>Buchen Sie bei uns:</p> <ul style="list-style-type: none"> - Flug - Hotel - Kreuzfahrten - Rundreisen - Mietwagen <p><small>Rufen sie Ihre Reiseberaterin von T.O. REISEN an!</small></p>
<p>Wir wünschen allen CHANUKKA SAMEACH!</p>	

FLORIANIHOF
MAG. NORA FRANKL und KARL MANDL

A-3610 Wösendorf/Wachau
Tel. +43 (0) 2715/22 12 · Fax +43 (0) 2715/22 12 -4 · E-Mail: office@florianihof-wachau.at

In einem ehemaligen Lesehof des Stiftes St. Florian aus dem 14. Jahrhundert genießen Sie verfeinerte regionale Küche und Weine der besten Winzer der Wachau.

RUHETAGE: Mittwoch und Donnerstag

Uns alle unabhängiger von Energie-Importen machen:
Das schafft Strom aus Wasserkraft.

www.verbund.com **Verbund**

